

Pebbels

PEBBELS

Die Geschichte einer kleinen Persönlichkeit, die kein Hund war

von Patric Haase

Pebbels · 28. März 2014 – 25. Mai 2026

Für meine kleine Prinzessin — du warst nie nur ein Hund.



Inhalt

Teil 1 — Wie alles anfang

1. Die Garage · 2. Der Deal

Teil 2 — Wer sie war

3. Die Wächterin · 4. Zwei Teile · 5. Braves Mädchen · 6. Die Bande · 7. Das heimliche Bündnis · 8. Ihr Ding · 9. Ihr wacher Blick · 10. Das Wasser · 11. Ihre Erzfeinde · 12. Ihr Herz

Teil 3 — Meine Erkenntnisse

13. Sie hat mich erzogen · 14. Warum sie so war · 15. Hunde leben im Jetzt · 16. Nie ein Klagelaut

Teil 4 — Der Abschied

17. Als es ernst wurde · 18. Sieben Wochen · 19. Ganz lange schlafen · 20. Das schwarze Loch · 21. Was bleibt

Vorwort

Dies ist kein Buch über einen Hund.

Ich weiß, so fängt man kein Buch an, wenn man will, dass die Leute es lesen. Aber es ist die Wahrheit, und ich habe mir vorgenommen, in diesem Buch nichts zu beschönigen — nicht ihr Leben, nicht ihren Tod, und schon gar nicht das, was sie war.

Ich habe nie gedacht, dass ich einmal ein Buch schreibe. Ich bin kein Schriftsteller. Ich bin einer, der mit Technik zu tun hat, mit Zahlen, mit Maschinen. Aber es gibt Dinge im Leben, die einen zu etwas machen, das man vorher nicht war. Sie war so ein Ding. Und dieses Buch ist der Versuch, das weiterzugeben — an Menschen, die sie nie gekannt haben.

Sie hieß Pebbels. Sie war eine Französische Bulldogge, klein, und die meiste Zeit ihres Lebens hat sie in dem festen Glauben gelebt, sie sei die Königin. Ich habe ihr diesen Glauben nie genommen, weil er stimmte.

Wenn dieses Buch etwas erreicht, dann das: dass irgendjemand, irgendwo, es zuklappt und seinen eigenen Hund ansieht — oder seine Katze, oder was auch immer neben ihm liegt — und zum ersten Mal begreift, dass da kein „Tier“ liegt, sondern ein Lebewesen. Eine Persönlichkeit. Ein Gegenüber. Wenn das passiert, dann hat sie auch nach ihrem Tod noch etwas bewirkt. Und mehr habe ich mir nie gewünscht.

Das ist ihre Geschichte. Von Anfang bis Ende. Und alles, was sie mich nebenbei gelehrt hat — über Hunde, über Respekt, über Liebe, und am Ende über das Schwerste, das es gibt: das Loslassen.

Fangen wir dort an, wo sie anfang. In einer Garage.

TEIL 1 — WIE ALLES ANFING

Wo ihre Geschichte begann.

Kapitel 1 • Die Garage

Man sperrt einen Hund in die Garage, wenn er zu wild ist. Wenn er die Wohnung zerlegt, wenn er nicht stubenrein wird, wenn er beißt. So denkt man. So habe ich auch gedacht, bevor ich sie kannte.

Bei ihr war es anders. Sie wurde nicht weggesperrt, weil sie zu schwach war oder zu schwierig im gewöhnlichen Sinn. Sie wurde weggesperrt, weil sie zu viel war. Zu viel sie selbst.

Es fing mit zwei Ablehnungen an, gleich hintereinander. Zuerst ihre eigene Mutter: Die hat sie verbissen, hat sie verstoßen, aus dem Wurf gedrängt. Und dann der Mensch, der sie eigentlich

hätte auffangen müssen — die Züchterin. Statt sich um das verstoßene Welpchen zu kümmern, hat sie es in einen Zwinger in der Garage gesperrt.

Man muss sich das einen Moment vor Augen halten. Ein Welp, den die eigene Mutter nicht mehr wollte, braucht danach erst recht jemanden, der ihn auffängt — Nähe, Wärme, Schutz. Sie bekam das Gegenteil. Sie bekam einen Zwinger und vier kalte Wände. Von der Mutter verstoßen und vom Menschen weggesperrt. Doppelt fallengelassen, bevor ihr Leben überhaupt richtig begonnen hatte.

Und der Grund war nicht, dass mit ihr etwas nicht stimmte. Ich bin überzeugt, der Grund war, dass sie eine Persönlichkeit hatte, schon als kleines Ding — und dass so eine Persönlichkeit sich nicht klein macht, sich nicht unterordnet, nicht mitläuft. Sie war zu viel. Zu eigen. Zu sehr sie selbst. Und die Antwort der Welt auf ihre Stärke war eine Garage.

Ich habe später oft darüber nachgedacht, und ich glaube, es steckt eine bittere Wahrheit darin, die weit über Hunde hinausgeht: Es sind oft die Stärksten, die Eigensinnigsten, die aussortiert werden. Nicht die Schwachen. Die, die sich nicht biegen lassen. Die Welt — bei Menschen wie bei Tieren — hat wenig Geduld mit denen, die zu sehr sie selbst sind. Man will Anpassung. Man will Ruhe. Und wer da nicht mitmacht, landet auf die eine oder andere Art in einer Garage.

Aber hier ist das Erstaunliche: Sie ist nicht zerbrochen. In dieser Garage saß kein geknickter kleiner Hund, der auf Rettung wartete und darüber seine Seele verlor. Da saß, das habe ich später verstanden, bereits die ganze Pebbels — mit allem, was sie ausmachte. Der Eigensinn. Der Kopf. Der Wille. Der Charme und der Witz, die später jeder sehen würde, der ihr begegnete. Das war alles schon da, von Anfang an. Weder die Mutter, die sie verstieß, noch der Zwinger, in den man sie sperrte, konnten ihr das nehmen. Sie hat ihre Persönlichkeit behalten wie andere Hunde einen Knochen behalten — sie hat sie nicht mehr hergegeben, um keinen Preis.

Und dann kam ich.

Ich wusste damals nicht, worauf ich mich einließ. Ich wusste nicht, dass ich gerade dabei war, das Wesen kennenzulernen, das mir einmal näher sein würde als irgendein anderes, das mir je begegnet ist. Ich sah nur einen kleinen Hund, der irgendwohin gehörte, wo es nicht die Garage war.

Wir haben sie da rausgeholt. Das ist der einfachste Satz dieses ganzen Buches und vielleicht der wichtigste. Wir haben sie da rausgeholt, und von diesem Moment an war sie nicht mehr die, die man wegsperrt. Sie war die, die geschützt wird.

Ich kam zu ihr wie wohl jeder, der sich einen Hund holt: fest entschlossen, ihr zu zeigen, wo es langgeht. Wie gründlich ich mich damit irrte, habe ich erst mit den Jahren begriffen. Aber das ist eine Geschichte für später.

Fürs Erste reicht das, was in dieser Garage schon feststand, an dem Tag, an dem noch niemand sie liebte: Sie war jemand. Sie war keine, die sich kleinmachen ließ. Und sie würde für den Rest ihres Lebens versuchen, ganz und gar sie selbst zu sein — bis zum bitteren Ende.

Sie hat es geschafft.

Kapitel 2 • Der Deal

Ich wollte gar keinen Hund.

Das muss man wissen, um zu verstehen, wie unwahrscheinlich das alles war. Ich habe nicht gesucht, nicht gewünscht, nicht geplant. Wäre es nach mir gegangen, hätte es Pebbels in meinem Leben nie gegeben. Und heute ist sie das Wesen, für das sich mein Herz weiter geöffnet hat als für irgendein anderes. So läuft das manchmal: Das Wichtigste kommt nicht, weil man es sucht. Es kommt, obwohl man nein sagt.

Bam Bam hatten wir schon. Er war der erste Wurf bei derselben Züchterin — der Ältere, der Ruhige. Und in ihrem zweiten Wurf, ein paar Jahre später, war die Kleine.

Es war Sommer. Ich kniete in der Wiese, und da kam sie angerannt — dieses kleine Ding — und ringelte sich vor mir zusammen. Einfach so. Vor mir, ausgerechnet vor mir, der gar keinen Hund wollte. Ich habe das damals nicht groß gedeutet. Heute weiß ich, was das war: Sie hat mich ausgesucht. Nicht ich sie. Sie mich. In diesem Moment, in der Wiese, hat diese Kleine ihre Entscheidung getroffen — lange bevor ich meine traf.

Dann trippelte sie wieder zurück zu den anderen, als wäre nichts gewesen, cool, ihre Sache erledigt. Und erst am Abend sind Nicole und ihre Freundin losgefahren, um sie zu holen.

Denn — und das ist der Teil, für den ich mich fast schäme — ich wollte sie eigentlich nicht. Die beiden haben so lange auf mich eingeredet, so lange an mir herumgeredet, bis ich nachgab. Ich habe nicht Ja gesagt aus Sehnsucht nach einem Hund. Ich habe irgendwann Ja gesagt, weil sie nicht lockerließen. Und so, halb überredet, halb widerwillig, war sie plötzlich da: meine kleine Pebbels.



Wenn ich es heute erzähle, kommt es mir fast unheimlich vor, wie knapp das war. Ein bisschen weniger Hartnäckigkeit von den beiden, ein bisschen mehr Sturheit von mir — und ich hätte das Beste verpasst, ohne je zu wissen, dass es das gab. Aber sie hatte ja in der Wiese schon entschieden. Vielleicht musste ich nur noch überredet werden, meinen Teil eines Deals zu unterschreiben, den sie längst besiegelt hatte.

Am nächsten Tag die erste Überraschung: Sie war voller Läuse. Natürlich war sie das — bei allem, was sie schon hinter sich hatte; wer hätte sich um so etwas gekümmert. Also wurde alles pulverisiert, gründlich, bis nichts mehr krabbelte. Und der arme Bam Bam musste mitleiden, wie so oft in den kommenden Jahren — mitbehandelt, obwohl er gar nichts hatte. Das war der Anfang einer langen Tradition: Wo Pebbels war, war Bam Bam mit dabei, ob er wollte oder nicht.

Und irgendwann in diesen ersten Wochen entstand das, was ich unseren Deal nenne. Kein Vertrag, nichts Ausgesprochenes — eher eine stille Übereinkunft zwischen ihr und mir. Sie durfte sich völlig entfalten. Ganz sie selbst sein, mit allem, was dazugehörte: dem Eigensinn, dem Charme, der Frechheit. Bis auf ein paar wenige Grenzen, die vernünftig waren, ließ ich ihr alles.

Und jetzt versteht man vielleicht, warum das für sie mehr war als für andere Hunde. Dort, wo sie herkam, war genau das ihr Verhängnis gewesen: Sie selbst zu sein hatte sie in den Zwinger gebracht. Bei mir wurde dasselbe Wesen zum Kern der ganzen Abmachung. Wo man sie vorher dafür bestraft hatte, bekam sie bei mir die Freiheit, es auszuleben. Und ich glaube, das ist der Grund, warum sie so aufgeblüht ist — weil sie zum ersten Mal an einem Ort war, an dem das, was sie war, nicht nur geduldet, sondern erwünscht war.

Der Hund, den ich nicht wollte, wurde die Liebe meines Lebens. Und sie hatte es die ganze Zeit gewusst. Sie hatte es in der Wiese gewusst, an dem Tag, als sie sich vor mir zusammenringelte und mich zu ihrem Menschen machte — ganz gleich, was ich damals dazu zu sagen hatte.

Und eines gehört zur Wahrheit dieses Anfangs dazu: Pebbels war nicht die Einzige, die es damals schon wusste. Nicole wusste es auch — sonst wäre sie an diesem Abend nicht losgefahren. Sie hat sie mir ins Haus geholt, gegen mein Nein und für mein Glück. Das werde ich ihr nie vergessen. Auch wenn wir beide wissen: Die eigentliche Entscheidung hatte da längst jemand anderes getroffen — die Kleinste von uns allen.

TEIL 2 — WER SIE WAR

Nur sie. Alle Seiten ihres Wesens, in konkreten Szenen.

Kapitel 3 • Die Wächterin

Sie war eine Wächterin. Das klingt groß für eine kleine Bulldogge, aber es stimmt. Sie hat beobachtet, aufgepasst, kontrolliert — im Garten, auf der Terrasse, im Haus. Ihr entging nichts.

Solange wir zu Hause waren, war sie entspannt. Sie schlug nur an, wenn wirklich jemand vorne an die Tür kam — den Rest überließ sie mir. Wenn ich da war, hatte ich die Wache; da musste sie sich nicht kümmern. So war die Aufgabenteilung, ganz selbstverständlich.

Aber sobald wir weg waren, übernahm sie den Posten. Und wie sie das tat, habe ich erst viel später erfahren — von unserem Nachbarn. Ich selbst habe es nie gesehen. Sie hat es ganz für sich gemacht, im Verborgenen.

Sie ging ins Wohnzimmer, kletterte oben auf die Couchlehne — den höchsten Punkt, den besten Aussichtspunkt im ganzen Raum — und schaute aus dem Fenster. Von dort hatte sie alles im Blick. Und wehe, es stand jemand unten vor der Tür: Da konnte sie stundenlang bellen. Stundenlang. Sie hat das Haus gehütet, als hinge das Schicksal der Welt davon ab.



Und dann — das ist der Teil, der mir bis heute ans Herz geht — sobald eines unserer Autos in die Einfahrt bog, war Funkstille. Sofort. Kein Bellen mehr. Der Dienst war beendet, weil wir zurück waren. Und dann lief sie hinunter an die Tür und wartete. Vom Wächter zum wartenden Hund, in Sekunden, nur weil wir wieder da waren.

Überleg mal, was das bedeutet. Ihr ganzes Wachen, das ganze stundenlange Bellen — das war nicht Nervosität, nicht Langeweile. Das war für uns. Sie hat unser Zuhause gehütet, bis wir

wiederkamen. Und in dem Moment, in dem sie merkte, dass wir wieder da waren, fiel alle Anspannung von ihr ab, und das Einzige, was dann noch zählte, war: an der Tür stehen und auf uns warten. Erst der Job. Dann wir.

Das Schönste daran: Ich habe es nicht einmal gewusst. Sie hat das jahrelang gemacht, ohne Applaus, ohne dass sie mir je zeigen konnte „schau, ich habe aufgepasst“. Es war keine Show. Es war echte, stille Treue — die Art, die man tut, weil man sie tut, nicht weil jemand zuschaut. Erst der Nachbar hat es mir verraten. Und ich war gerührt, als ich es erfuhr.

Und ganz praktisch hat das etwas mit mir gemacht: Ich habe mir nie Sorgen gemacht, wenn ich weg war. Nie. Weil ich wusste: Da ist jemand, der aufpasst. Das war eine ihrer stillen Gaben — mir ein ruhiges Gewissen zu geben. Sie hätte keinen Einbrecher aufgehalten, so ehrlich muss man sein. Aber darum ging es nicht. Es ging um das Gefühl, dass das Haus nicht leer war, dass ein kleiner Wächter die Stellung hielt.

Denk daran, wo sie herkam. Wir hatten sie aus schlechten Verhältnissen herausgeholt und beschützt. Und hier tat sie dasselbe, nur umgekehrt: Sie beschützte uns. Sie war mein kleiner Beschützer, auf ihre Art. Das war keine Einbahnstraße. Ich habe über sie gewacht — ihre Gesundheit, ihr Wohl — und sie hat über uns gewacht, das Revier, mich. Zwei, die aufeinander aufpassten. Der große Beschützer und der kleine. So war unser Deal, ohne dass wir ihn je ausgesprochen hätten.

Sie hat an der Tür auf uns gewartet. Jedes Mal. Und wenn ich ehrlich bin, glaube ich, ein Teil von ihr wartet da immer noch.

Kapitel 4 • Zwei Teile

Sie hat bis zum bitteren Ende versucht, sie selbst zu sein. Aufgegeben hat sie nie. Nie. Und wenn ich eine einzige Szene wählen müsste, die das zeigt, dann wäre es das Spiel mit dem Stofftier.

Wir haben oft gezogen, sie und ich, jeder an einem Ende von so einem Stofftier. Und diese kleine Bulldogge hatte eine Power, das glaubt man nicht. Man sieht dieses kleine Ding und denkt: na, das mache ich mit links. Von wegen. Sie hat gezogen, geknurrte, sich mit ihrem ganzen Gewicht reingehängt — und eher, das ist kein Scherz, eher lag das Stofftier am Ende in zwei Teilen da, als dass sie losgelassen hätte. Bevor sie verlor, ging das Ding kaputt. So einfach war das.

Und ich habe ihr immer ihre Trophäe gelassen.

Ich hätte gewinnen können. Ich war stärker, natürlich war ich das. Aber ich habe es nie darauf angelegt. Denn ihr ging es nicht ums Gewinnen im sportlichen Sinn — ihr ging es darum, sie zu sein. Die Kämpferin, die ihre Beute erobert und verteidigt. Und diese Würde habe ich ihr gelassen, jedes Mal. Das ist eine Kleinigkeit, ich weiß. Aber es war meine Art, ihr zu geben, was sie brauchte: den Stolz, den Sieg, das Gefühl, ganz sie selbst zu sein.

Wenn ich heute an dieses Spiel zurückdenke, sehe ich darin den Willen, der ihr ganzes Leben durchzogen hat. Dieses „bevor ich verliere, reiße ich das Ding lieber durch“ — das war nicht nur beim Stofftier so. Das war sie. Es war derselbe Wille, der sie durch eine Krise nach der anderen getragen hat. Der sie mehr als einmal von der Schippe springen ließ, wenn alle schon

dachten, jetzt ist es vorbei. Die kleine Kämpferin am Stofftier und die große Kämpferin, die sich nie ergab — das war ein und derselbe unbeugsame Wille.

Vielleicht war es genau dieser Wille, der sie damals nicht zerbrechen ließ, als die eigene Mutter sie verstieß und man sie wegspernte. Sie hielt an sich selbst fest, wie sie das Stofftier festhielt — und gab beides nicht mehr her, um keinen Preis. Aufgeben war nichts, was in ihr vorkam.

Wenn ich heute an sie denke, denke ich nicht an Schwäche. Ich denke an die kleine Maus mit dem zerfetzten Stofftier, stolz auf ihre Trophäe, voller Power und Trotz und Leben. Das war sie. Und die konnte ihr nichts und niemand kleinkriegen.

Sie hat bis zum bitteren Ende versucht, sie selbst zu sein. Und sie hat es geschafft. Das Stofftier ist der Beweis.

Kapitel 5 • Braves Mädchen

Man kennt das ja. Der Hund will gekrault werden, legt die Pfote auf, „alter, mach“. Ein simples Bedürfnis, ein simples Signal. So machen es die meisten Hunde.

Nicht sie.

Bei ihr war das Kraulen kein Bedürfnis, das man äußert. Es war eine Verhandlung, die man führt — mit einem abgestuften System, das ich bis heute bewundere.

Stufe eins: die Pfote ganz zart, dazu der Schlafzimmerblick. Charme-Offensive. „Würdest du mich vielleicht kraulen?“ Sanft, verführerisch, mit Augenaufschlag. Das saß meistens.

Half das nicht, kam Stufe zwei. Und drei. Und vier. Die Pfote wurde Stück für Stück härter, ein bisschen fordernder, ein bisschen deutlicher. Von „bitte“ zu „ich meine es ernst“ zu „jetzt aber“. Sie hat langsam aufgedreht, fein dosiert, Stufe um Stufe.

Und jetzt kommt der Punkt, der mich am meisten beeindruckt hat: Sie wusste ganz genau, wo die Grenze war. Sie hat nie überzogen. Nie so lange genervt, bis es lästig wurde. Sie hat die Forderung exakt bis an den Punkt getrieben, an dem es gerade noch charmant und noch nicht aufdringlich war — und dort hat sie gehalten. Das ist kein Zufall. Sie hatte meine Geduld genau eingeschätzt, meine Toleranzschwelle kalkuliert und ist punktgenau davor stehen geblieben. So etwas kann nur ein Wesen, das sein Gegenüber wirklich versteht.



Und wenn selbst das nichts half? Dann suchte sie sich ein anderes Opfer. Besuch zum Beispiel. Warum bei einem sturen Kunden bleiben, wenn im Raum ein frischer, ahnungsloser sitzt, der noch nicht weiß, worauf er sich einlässt? Sie hat einfach den Markt gewechselt.

Und du wirst es nicht glauben, was dann kam. Wenn der Besuch sie schließlich kraulte, warf sie mir einen Blick zu. Diesen einen Blick. „Tzt. Wenn du nicht willst, dann macht’s halt ein anderer.“ Überlegen, fast schnippisch. Keine Spur von Bedürftigkeit. Das war Attitüde. Sie hat mir vor Augen geführt, dass sie Alternativen hat und ich keineswegs unersetzlich bin. Eine kleine Königin, die ihren Bediensteten in Erinnerung ruft, dass sie sich auch andere aussuchen kann.

Überhaupt, die kleine Schauspielerin. Nicole sah sie manchmal an und fragte, nur zum Spaß: „Was hast du wieder gemacht?“ Und zack — auf den Rücken, alle viere von sich, das treueste Unschuldslamm der Welt. „Ich? Nichts! Schau, wie brav ich bin!“

Und weißt du, was dieser Anblick in Wahrheit bedeutete? Ein verängstigter Hund macht das nicht. Ein Hund, der Angst hat, duckt sich, macht sich klein, weicht aus. Sie hat sich frech auf den Rücken geworfen und die Charme-Karte gespielt. Das kann ein Hund nur, wenn er sich vollkommen sicher fühlt. Diese Frechheit, dieses Selbstbewusstsein — das war nicht trotz ihrer Vergangenheit. Es war der Beweis, dass sie sie überwunden hatte.

Natürlich hatte das auch seine Nachteile. Man konnte sie nicht einfach überallhin mitnehmen — ins Restaurant zum Beispiel. Da war ihr Benehmen für andere Leute dann doch etwas zu ... aufgeblüht. Aber ehrlich, das war mir egal. Ich hätte sie brechen können, zum stillen, angepassten Hund erziehen, der brav unter dem Tisch liegt. Habe ich nicht. Lieber eine echte Persönlichkeit, die man nicht überallhin mitnehmen kann, als ein angepasstes, geknicktes Tier. Das war der Deal. Und ich habe ihn nie bereut.

Denn genau das war es ja, was ich ihr in der Wiese versprochen hatte, ohne es zu wissen: Sie durfte ganz sie selbst sein. Und das hier — die Diva, die Verhandlerin mit dem schnippischen Blick — das war das Ergebnis. Erinnere dich, woher sie kam: weggesperrt, weil sie zu sehr sie selbst war. Und schau, was aus ihr wurde, als man ihr die Freiheit ließ: kein geducktes, dankbares Häufchen, sondern ein selbstbewusstes kleines Wesen, das seine Bediensteten nach Belieben austauschte.

Vom Weggesperrtwerden zum Regieren. Das war ihr Weg. Und jede Pfote auf meinem Arm — erst zart, dann fordernd — war ein kleiner Beweis dafür, wie weit sie gekommen war.

Kapitel 6 • Die Bande

Wenn du immer noch glaubst, ein Hund reagiere nur, folge nur seinem Instinkt, fresse, was herumliegt, und denke nicht weiter — dann muss ich dir vom Morgen mit dem Toastbrot erzählen. Nach dieser Geschichte hat mir nie wieder jemand weismachen können, ein Hund sei „nur ein Hund“.

Es war ein ganz normaler Morgen. Ich mache mir Frühstück, setze mich an den Wohnzimmertisch, lege mein Toastbrot vor mich hin. Und denke: Mist, Marmelade vergessen. Also stehe ich auf, gehe in die Küche, hole die Marmelade aus dem Kühlschrank. Zwanzig Sekunden, vielleicht. Ich setze mich wieder hin, will zugreifen — und das Toastbrot ist weg.

Weg. Einfach weg. Kein Teller-Klappern hätte ich gehört, kein Schmatzen, kein Krümel liegt irgendwo. Nichts. Ich schaue nach links — und da sitzen sie beide. Rücken an Rücken. Pebbels kerzengerade, den Kopf zum Balkonfenster gedreht: Vögel, wie schön die Vögel heute fliegen. Und an ihren Rücken gelehnt Bam Bam, den Kopf zum anderen Fenster: ein Auto, oh, ein Auto fährt vorbei, wie interessant. Zwei völlig unbeteiligte, unschuldige Hunde, jeder in seine Richtung, die rein zufällig gerade die Aussicht genießen.

Filmreif. Anders kann man es nicht sagen.

Und dann habe ich begriffen, was diese kleine Gaunerin in zwanzig Sekunden hingelegt hatte. Rechne es dir durch, Schritt für Schritt, denn es ist der reine Wahnsinn.

Erstens: Sie hat den Moment erkannt. Ich stehe auf — das Fenster der Gelegenheit öffnet sich. Sie hat sofort verstanden: jetzt oder nie. Zweitens: Sie hat das Toastbrot lautlos vom Tisch geholt. Kein Geräusch, kein Krümel. Das ist Präzisionsarbeit. Drittens — und das ist der Punkt,

an dem mir bis heute die Spucke wegbleibt — sie hat es mit Bam Bam geteilt. Nicht aus Großzügigkeit. Sie hat ihn zum Komplizen gemacht. Zum Mittäter. Wer mitgefressen hat, kann nicht petzen; beide haben jetzt Dreck am Stecken. Und viertens die Tarnung: Rücken an Rücken, jeder schaut in eine andere Richtung, jeder mimt den unschuldigen Hund, der nur die Aussicht bewundert. Toastbrot? Welches Toastbrot?

Das ist kein Hund, der ein Brot klaut. Das ist ein Meisterdieb mit Fluchtplan, Komplizen und Alibi. In zwanzig Sekunden.

Ich habe mich totgelacht. Bis heute ärgert es mich, dass keine Kamera lief — das wäre um die Welt gegangen. Aber je öfter ich daran denke, desto weniger geht es mir um das Video. Denn was diese Geschichte zeigt, sieht man auf keiner Kamera: nicht bloß, was sie getan hat, sondern was für ein Kopf das getan hat.

Das Raffinierteste daran: Sie wusste ganz genau, wann sie einen Komplizen brauchte — und wann nicht. Beim Toastbrot hätte man sie erwischen können; also zieht man den anderen mit rein, dann petzt keiner. Aber es gab auch den umgekehrten Fall.

Ich hatte eine Tafel Schokolade auf dem Nachttisch liegen. Siebzig Prozent, gute Schokolade. Wir waren weg, und als wir zurückkamen, war die Tafel — ich kann es nicht anders sagen — fachgerecht aus der Verpackung entfernt. Die Packung geöffnet, die Alufolie sauber abgewickelt, die Schokolade verschwunden. Keine Fetzen, keine Sauerei. Eine glatt ausgeführte Operation.

Ich wusste sofort, dass sie es war. Und diesmal gab es keinen Komplizen — im Gegenteil. Bam Bam hatte nicht das Geringste abbekommen. Denn siebzig Prozent teilt man eben nicht. Das war Beute für sie allein, und wo es nichts zu teilen gibt, braucht man auch niemanden, der stillhält. Sie hat kaltblütig kalkuliert: bei diesem Coup ganze Sache, keine Zeugen, alles für mich.

Der einzige Haken war, dass Schokolade für einen Hund giftig ist. Also mussten wir mit beiden in die Klinik, zum Abführen — und der arme Bam Bam musste wieder mitleiden, obwohl er diesmal keinen einzigen Krümel gesehen hatte. Das war fast noch ungerechter als sonst: Beim Toastbrot war er wenigstens beteiligt gewesen. Hier hat er vollkommen unschuldig mitgebüßt, für ein Verbrechen, von dem er nicht einmal etwas hatte. Der ewige Leidtragende der Bande.

Und es war kein Zufall, kein einmaliger Geniestreich. Sie hatte einen Partner, und sie hat ihn ausgebildet. Bei uns im Haus gab es ein Babygitter, oben an der Treppe, damit die beiden nicht einfach rauf und runter konnten. Pebbels hat herausgetüftelt, wie man dieses Gitter öffnet. Und dann — das ist das eigentlich Unglaubliche — hat sie es Bam Bam beigebracht. Der Kopf rekrutiert die Muskeln. Sie hat ihm gezeigt, wie man ausbricht. Bis heute, wenn Bam Bam an dem Gitter steht und es aufmacht, weiß ich: Das hat er von ihr. Sie lebt in diesem kleinen Trick weiter.

Es gab noch einen Trick mit Bam Bam, und der ist vielleicht der raffinierteste von allen. Immer wenn ich zum Beispiel in die Küche ging, um irgendetwas zu machen, kam Bam Bam mir sofort hinterher — Leckerli-Hoffnung, jamjam, jedes einzelne Mal, ganz egal, ob es überhaupt etwas gab. Anfangs kam Pebbels auch. Aber später? Tzt. Da hatte sie ihre Strategie geändert.

Sie blieb in der Beobachterposition liegen. Ganz cool. Sie wartete erst einmal ab, was Bam Bam machte — ob sich das überhaupt lohnte. Und erst wenn die Wahrscheinlichkeit hoch war, dass es tatsächlich etwas gibt — zack, stand sie parat, punktgenau. Sie hat Bam Bam einfach erst mal laufen lassen. Sie hat ihn als Späher benutzt, als Frühwarnsystem. Warum jedes Mal aufstehen und rüberlaufen, wenn die meisten Male nichts bringen? Also wartete sie auf sein Signal — er rannte ja zuverlässig immer los — und investierte ihre Energie nur dann, wenn der Ertrag wahrscheinlich war.

Das ist Effizienz. Das ist eine Kosten-Nutzen-Rechnung. Sie hat ihren impulsiven Bruder als Indikator eingesetzt und ihr eigenes Verhalten daran optimiert. Bam Bam reagiert, Pebbels kalkuliert — das war der Unterschied zwischen den beiden, immer und immer wieder. Man muss sich das vor Augen halten: Dieses kleine Wesen hat begriffen, dass es sich einen Fehlalarm sparen kann, indem es einen anderen die Arbeit machen lässt. Das würde man einem Hund niemals zutrauen.

Das ist das Muster, wenn man genau hinschaut: sie das Gehirn, Bam Bam der treue Handlanger. Beim Toastbrot hat sie ihn zum Mittäter gemacht. Beim Gitter hat sie ihm das Handwerk beigebracht. Und beim Leckerli hat sie ihn als Späher vorgeschickt. Komplize, Lehrling, Aufklärer — sie hat ihn für alles eingesetzt. Die beiden waren eine Bande, und es gab nicht den geringsten Zweifel daran, wer die Chefin war.



Und es gab noch ein Familienmitglied, an dem man sah, wie genau sie ihre kleine Welt im Blick hatte: unsere Katze. Die war mit Bam Bam groß geworden und hat ihn ihr Leben lang geputzt, ob er wollte oder nicht — meistens wollte er nicht, hihi. Bei Pebbels lief das anders. Ihre Haltung war klar: Du bist geduldet, aber komm mir nicht zu nah. Ein bisschen zartes Spielen, ja, in Ordnung — aber bitte in Maßen.

Und wehe, die Katze kam mir zu nahe. Dann gab es ein Luftschnappen — nicht bissig, nicht ernst, eher eine höfliche Ansage: Übertreib's nicht. Am schönsten war das kleine Schauspiel, wenn ich neben ihr saß und die Katze sich anschlich. Erst der Kopf hoch: Was geht da ab? Dann setzte sie sich auf und beobachtete. Und wenn die Katze es wagte, sich streicheln zu lassen, stand Pebbels irgendwann auf, ging hinüber und stellte in aller Ruhe klar: Der ist meiner. Kein Bellen, kein Drama. Nur eine Königin, die ihrem Hofstaat in Erinnerung ruft, wem der Mensch gehört. Niemand hatte ihr das beigebracht. Sie wusste es einfach — wie sie so vieles einfach wusste.

Jetzt lass mich sagen, warum mich das nicht nur zum Lachen gebracht, sondern auch nachdenklich gemacht hat. Denn genau hier steckt das drin, was die meisten Menschen an Tieren unterschätzen.

Um jemanden zu täuschen — um den unschuldigen Hund zu spielen — muss man verstehen, dass der andere ein anderes Bild von der Wirklichkeit hat als man selbst. Sie wusste, dass ich nicht gesehen hatte, wie das Brot verschwand. Und sie wusste, dass sie diesen Zustand aufrechterhalten konnte, indem sie so tat, als wäre nichts gewesen. Das ist keine Reflexhandlung. Das setzt voraus, dass in diesem kleinen Kopf ein Bild von meinem Kopf existierte. Das ist Denken. Das ist ein Bewusstsein, das ein anderes Bewusstsein einkalkuliert.

Und einen Komplizen zu machen — Beute zu teilen, um jemanden zum Schweigen zu verpflichten — das ist eine soziale Strategie, die wir bei einem Menschen glatt als raffiniert bezeichnen würden. Sie hatte sie. Und den Humor dazu, denn es war etwas Komisches dabei, diese unverschämte Frechheit der Rücken-an-Rücken-Unschuldspose. Das war kein zufälliges Sitzen. Das war eine Vorstellung.

Und das Besondere an ihren Gaunereien: Ich lasse mich eigentlich nicht gern veräppeln. Bei den meisten würde ich sauer. Aber sie hat es mit so viel Charme hingekriegt, dass man ihr einfach nicht böse sein konnte. Das war keine plumpe List — das war List mit Stil. Sie konnte sich Dinge erlauben, für die ich jeden anderen zur Schnecke gemacht hätte, weil sie es mit so viel Eleganz und Witz tat, dass mir am Ende nichts blieb, als zu lachen und ihr die Trophäe zu lassen.

Ich kenne mich mit schlaunen Tieren aus — ich bin mit Katzen groß geworden, und Katzen sind ein ganz eigenes Kaliber: egoistisch, listig, gerissen. Pebbels hatte etwas von dieser katzenhaften Raffinesse, aber ohne das Kalte, ohne das Egoistische. Ihre List war nie nur auf den eigenen Vorteil aus. Selbst wenn sie mich reinlegte, war Liebe dabei, dieses „ich mach das mit dir, nicht gegen dich“. Der Grips einer Katze und das Herz eines Hundes — das war ihre Gabe. Sie legte einen so charmant herein, dass man sich am liebsten freiwillig hereinlegen ließ.

Und das Allerbeste: Sie hat es mir praktisch ins Gesicht gesagt. Mit ihren Augen. Sie musste keinen Ton von sich geben — sie hat mich angeschaut, und in diesem Blick stand alles: „Ja, ich war's. Ja, ich hab dich reingelegt. Und du kannst mir nicht mal böse sein.“ Frech, überlegen, voller Schalk, direkt aus ihren Augen in mein Gesicht. Beim Pool-Spiel war es dasselbe — man sah es ihr an, dieses Funkeln: „Fang mich doch, kriegst mich eh nicht!“ Sie hat mich mit den Augen ausgelacht und herausgefordert, mitten im Spiel. Ihre ganze Persönlichkeit lag in diesem Blick — und wer sie kannte, konnte ihn lesen wie ein offenes Buch.

Ich habe es nie auf Kamera gehabt, und jahrelang hat mich das gewurmt. Aber vielleicht ist es so sogar besser. Denn jetzt steht es hier, aufgeschrieben, und man sieht nicht nur die Aktion — man versteht, was für ein Wesen dahintersteckte. Und wer das liest und immer noch sagt, das sei „nur ein Hund“, dem ist wirklich nicht mehr zu helfen.

Kapitel 7 • Das heimliche Bündnis

Sie wollte immer bei mir im Bett schlafen. Immer. Das Bett war für sie kein Ort unter vielen — es war ihr Ort, an meiner Seite, und sie hat mit erstaunlicher Hartnäckigkeit dafür gesorgt, dass sie dort landete.



Es gab da nur ein Problem, und das hieß Schnarchen. Pebbels und ich, wir haben nämlich beide geschnarcht, abwechselnd, sozusagen im Duett — praktisch ein Dauerton, die ganze Nacht. Die kleine Bulldogge und ihr Herrchen, beide am Sägen, im Wechsel. Irgendwann ist Nicole deshalb ins Wohnzimmer ausgewandert. So weit, so verständlich.

Aber es gab natürlich auch die Nächte, in denen Nicole noch im Schlafzimmer schlief. Und da fing Pebbels' Meisterstück an.

Sie kam nicht einfach angerannt und sprang aufs Bett. Nein. Sie hat gewartet. Ganz leise, im Hintergrund, bis Nicole eingeschlafen war. Sie hat die Lage beobachtet, den Moment abgepasst — kuck kuck, die Olle schläft, jetzt kann ich kommen. Und dann kam sie, lautlos, und tuppte mich am Bett an. Kein Bellen, kein Winseln, nichts, das jemanden geweckt hätte. Nur ein leises, diskretes Antuppen, ein geheimes Signal, nur für mich. Und ich habe sie natürlich neben mich gelegt. Was sonst.

Und wenn ich einmal nicht gleich reagierte, weil ich schon halb im Schlaf war? Dann wurde sie nicht lauter. Kein zweites, forscheres Tuppen, kein Winseln, keine Ungeduld. Dann kam nur ein Seufzen — ganz leise, ganz zart, nicht vorwurfsvoll, eher ein sanftes: Ich bin immer noch hier. Das war ihre ganze Erinnerung an mich. Nie ein Fordern. Nur ein feiner, geduldiger Hinweis, dass da jemand wartet und gern hereingelassen würde.

Aber jetzt kommt der Teil, bei dem man es kaum glauben kann.

Sie wusste ganz genau, was los war. Sie hatte begriffen, dass das Schnarchen das Problem war — schließlich hatte ich sie selbst öfter angetuppt, wenn sie schnarchte. Und was hat sie daraus gemacht? Jedes Mal, wenn sie merkte, dass sie selbst anfang zu schnarchen, hat sie versucht, eine andere Position einzunehmen, in der es leiser wurde. Von ganz allein. Sie hat verstanden: Wenn ich Geräusche mache, fliegt der ganze Plan auf, dann kommt Nicole, und ich muss raus. Also hat sie ihr eigenes Schnarchen bekämpft.

Lass dir das auf der Zunge zergehen. Das ist Selbstwahrnehmung — sie hat gemerkt, dass sie selbst das Geräusch macht. Das ist Rücksichtnahme — sie wollte niemanden wecken. Und das ist Problemlösung — sie hat die Position gewechselt, um leiser zu sein. Alles gleichzeitig, in diesem kleinen Kopf. Und die ganze Nacht hat sie sich nicht mehr gemuckst, mucksmäuschenstill, damit Nicole ja nichts mitbekam.

Das ist der Grund, warum sie so genial war: Sie hat nicht einfach eine Regel befolgt. Sie hat die Logik dahinter verstanden — Ursache und Wirkung — und ihr eigenes Verhalten danach ausgerichtet, sogar gegen ihren eigenen Körper.

Und weißt du, was das Schönste daran ist? Es war nicht nur List. Es war Liebe. Dieser ganze Aufwand — das Warten, das leise Anschleichen, das Stillhalten die ganze Nacht, der Kampf gegen das eigene Schnarchen — all das nahm sie auf sich für eine einzige Sache: bei mir zu sein. Bei mir im Bett zu liegen war ihr so wichtig, dass sie dafür ihre ganze Raffinesse und ihre ganze Selbstbeherrschung aufbot. Die List stand im Dienst der Liebe. Sie hat sich nicht durchgemogelt, um zu ärgern. Sie hat sich durchgemogelt, um nah zu sein.

Wir waren Komplizen, sie und ich. Ein heimliches Bündnis, jede Nacht aufs Neue, gegen die Schnarch-Verbannung. Sie schlich sich zu mir, wir teilten uns die Nacht, und Nicole hat nie etwas gemerkt. Es hatte etwas zutiefst Verschworenes — sie und ihr Mensch, ganz still, ganz nah, ein Geheimnis zu zweit.

So hat sie ihren Willen durchgesetzt. Nicht mit Krawall, nicht mit Gebell. Mit Köpfchen und mit Herz. Sie regierte ihr kleines Reich mit Klugheit und Charme — und wusste genau, dass der schönste Platz in diesem Reich neben mir im Bett war.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass es später, ganz am Ende, wieder das Bett war, in dem sie sein wollte. Es war immer ihr Ort. Unser Ort. Von der ersten heimlichen Nacht an bis zur letzten.

Kapitel 8 • Ihr Ding

Jede echte Persönlichkeit hat ihre Eigenheiten. Pebbels hatte ihre — und eine der schönsten Seiten unseres gemeinsamen Lebens war, dass ich sie ihr Ding machen ließ. Das war unser Deal: Sie durfte ganz sie selbst sein, mit allem Drum und Dran, mit allen Macken und Prinzipien.

Nimm nur das Fressen. Wir haben die beiden immer zusammen gefüttert, und meistens lief das so ab: Ich stellte das Futter hin — und Pebbels wartete erst einmal ab, was Bam Bam machte. Der stürzte sich natürlich sofort auf seinen Napf, jamjam, ohne einen Gedanken zu verschwenden. Und sie? Sie roch kurz an ihrem eigenen Futter, ging dann zu Bam Bams Napf hinüber und inspizierte: Ist da dasselbe drin? Oder hat der etwa was Besseres bekommen?

Ich habe erst später verstanden, was das meistens war. Nicht bloß Gier — eine Inspektion. Eine Qualitätskontrolle. Sie vergewisserte sich, dass alles mit rechten Dingen zuging, dass keiner bevorzugt wurde, und erst wenn das geklärt war, ging sie an ihren eigenen Napf. Bam Bam fraß, Pebbels inspizierte. Das sagt schon viel über den Unterschied zwischen den beiden. Meistens ließ ich sie dabei gewähren, weil ich merkte, wie wichtig ihr das war.

Aber ehrlich ist ehrlich, ich will sie nicht schöner machen, als sie war: Manchmal blieb es nicht bei der Kontrolle. Manchmal war es einfach dreist — dann fraß sie ungeniert von seinem Napf

mit, und ich musste doch dazwischengehen. Nicht aus Missgunst; sie gönnte ihm sein Futter schon. Sie nahm es sich nur, weil sie es wollte und weil sie es konnte. Die kleine Chefin, die sich schlicht herausnahm, was ihr gefiel — und die dabei wohl auch ihre Überlegenheit unterstreichen wollte. Dabei war das längst überflüssig: Bam Bam hatte ihre Führung lange akzeptiert und sie ihr nie streitig gemacht. Sie musste es trotzdem zeigen. Auch das war sie.

Und dann das Ritual zum Schluss. Wenn Bam Bam fertig war, musste sein Napf natürlich noch ausgeleckt werden. Und jeder Rest, der danebengefallen war, musste weggeräumt werden. Ihre kleine Zwangsneurose, wenn man so will. Ordnung musste sein, nichts durfte liegen bleiben. Das konnten wir ihr nie abgewöhnen — und ehrlich gesagt wollten wir es auch gar nicht. Sie hatte eben ihre Prinzipien.

Und dann war da ihre Art, mit dem Rausmüssen umzugehen — auch das ein kleines Meisterstück an Rücksicht. Wenn sie pinkeln musste oder raus wollte, hat sie das nie einfach für sich entschieden und irgendwo in der Wohnung erledigt. Sie kam zu mir und machte mich darauf aufmerksam, ganz höflich — oder sie setzte sich an die Tür und wartete geduldig, bis jemand kam. Kein Kläffen, kein Drängeln, kein forderndes Gejaule. Sie gab Bescheid und wartete dann. Sie hat gefragt, sie hat nie verlangt. Und wenn ich einmal nicht gleich konnte, dann wartete sie eben weiter, so lange sie nur irgend konnte.

Und das Erstaunlichste kam, wenn sie es einmal beim besten Willen nicht mehr halten konnte und niemand zu Hause war. Dann hat sie trotzdem nicht einfach irgendwo hingemacht, wo es ihr gerade passte. Nein. Sie suchte sich den einen Ort, an dem es am wenigsten schlimm war: den Heizungsraum. Den nüchternsten, unscheinbarsten Raum im ganzen Haus — dort, wo ein Missgeschick am leichtesten wegzuwischen war und am wenigsten kaputtging. Kein Teppich, kein Wohnzimmer, nichts Wichtiges. Überleg dir das einmal. Selbst in ihrer größten Not, selbst wenn kein Mensch zusah und niemand sie dafür loben oder tadeln konnte, war ihr erster Gedanke: bloß keinen Schaden anrichten, bloß niemandem zur Last fallen. So etwas bringt man keinem Hund bei. Das kann man nicht antrainieren. Das kam ganz von allein, aus einem Anstand, den sie einfach in sich trug. Und wenn das nicht alles über sie sagt, dann weiß ich es auch nicht.

Und dann war da die Sache mit dem Tisch. Für manche wäre das Betteln gewesen — für mich nie. Betteln macht Krach, drängelt, nervt. Sie tat nichts davon. Sie saß in würdevollem Abstand, ganz still, und beobachtete. Kein Laut, kein Gejaule, kein Anstupsen. Und das Schönste: Sobald sie merkte, dass ich mich unterhielt oder gerade keine Aufmerksamkeit für sie hatte, legte sie sich einfach unter den Tisch. Bam Bam übrigens auch. Nennen wir es Ansichtssache — für mich war das kein Betteln, sondern höfliches Dabeisein.

Königinnen betteln eben nicht. Sie lassen wissen.

Ein anderes kleines Ritual hatten wir im Bett. Ich gönnte mir dort ab und zu einen Snack, eine kleine Pizza zum Beispiel — und sie bekam immer die Stückchen vom Rand. Das gehörte dazu, das war unser Ding. Sie wusste genau, wann es so weit war, setzte sich neben mich und wartete geduldig auf ihren Anteil.

Ihr Erzfeind war der Staubsauger. Und sie ist ihm nicht etwa aus dem Weg gegangen — im Gegenteil. In dem Moment, in dem das Ding anging, war es völlig egal, wo sie gerade war oder was sie gerade tat: Sie stand parat, kampfbereit. Das Ungeheuer wurde vorne an der Düse

attackiert, entschlossen und mutig. Andere Hunde verkriechen sich unterm Sofa, wenn der Staubsauger kommt. Nicht sie. Sie stellte sich dem brüllenden Eindringling und verteidigte ihr Reich. Es war dieselbe Pebbels, die keinem Feind aus dem Weg ging — die Kämpferin vom Stofftier, die Wächterin auf der Couchlehne — nur eben in ihrer komischen, alltäglichen Variante.

Und dann waren da die Tomaten. Ausgerechnet Tomaten. Diese Dinger waren ihr ein einziges Rätsel — sie nahm eine ins Maul, und Nicole und ich konnten ihr förmlich beim Denken zusehen: Hä? Was ist das? Kein Futter, keine Beute, kein richtiges Spielzeug — irgendwie komisch, so ein Ding. Und was macht man mit etwas, das man nicht einordnen kann? Sie wusste es: Man schleudert es durch die Gegend. Und plötzlich war die komische Tomate das beste Spielzeug der Welt, und sie hatte den Spaß ihres Lebens damit. Gefressen hat sie eine Tomate übrigens nie — fressen war gar nicht der Punkt. Tomaten waren zum Schmeißen da, fertig. Der Staubsauger wurde bekämpft, der Wasserstrahl gejagt, die Tomate geschleudert — sie hatte für jedes Rätsel dieser Welt ihre ganz eigene Antwort.



Und weil ich ehrlich bleiben will, gehört auch die unglamouröse Seite dazu. Nach dem Geschäft war Hintern-Abputzen oft Pflicht — Königin hin oder her. Und dann der Klassiker, über den ich heute noch lachen muss: der Wiesen-Rutsch. Wenn ihr danach war, düste sie mit dem ganzen Hintern und den zwei Vorderbeinchen quer über die Wiese, der Rest kam hinterher — und dabei schaute sie so würdevoll, als wäre das die selbstverständlichste Sache der Welt. Diese Mischung war so was von sie: die Majestät und der kleine Clown in ein und demselben Körper.

Es gab noch eine Eigenart, die wir ihr nie abgewöhnen konnten — und ich habe darüber oft insgeheim über Nicole gelacht und mir gedacht: jaja, mach du nur. Beim Spazierengehen ging sie immer vorne. Na klar ging sie vorne — sie war der Chef. Für mich war das keine Frage von schlechter Erziehung, sondern die natürliche Ordnung aus ihrer Sicht: Wer führt, geht vorn. Ich wusste das, und irgendwann habe ich es einfach akzeptiert.

Nicole allerdings hat es immer wieder versucht. Die klassische Nummer: So, jetzt gehst du mal bei Fuß. Und was machte Pebbels? Eine kurze Zeit spielte sie mit — na gut, wenn es denn jetzt unbedingt sein muss —, mit diesem leicht genervten Blick, der schon sagte: Ich mache das jetzt mal für dich, aber wir beide wissen, dass das nicht von Dauer ist. Und dann schob sie sich ganz langsam wieder nach vorne. Zack, zurück an der Spitze. Business as usual. Das hielt eh nie lange an — war ja klar.

Es war dieselbe sanfte, sture Beharrlichkeit wie immer. Kein Aufstand, kein Trotz, kein Knurren. Nur freundliches, unbeirrbares Durchsetzen ihres Willens, bis wieder alles so war, wie sie es für richtig hielt. Sie musste nie laut werden. Sie war einfach zäher als jeder Erziehungsversuch. Und ich habe sie führen lassen, weil ich längst begriffen hatte: Bei so einer Persönlichkeit schwimmt man besser mit ihr als gegen sie.

Wenn es klingelte, war sie nicht mehr zu halten. Ob zwei Leute kamen oder fünf — sie legte los wie der wilde Bill, wuselte, drehte auf, so lange, bis auch der Letzte im Raum sie wahrgenommen hatte. Ein pauschales Hallo in die Runde zählte nicht. Jeder Einzelne musste ihr die Aufwartung machen, persönlich. Und in dem Moment, in dem die Audienz komplett war, in dem wirklich jeder sie einmal beachtet hatte — war gut. Dann gab sie Ruhe, zufrieden, als hätte sie genau das gebraucht. Sie hielt Hof. Ein „Sitz“ oder sonst ein Kommando hatte in diesen Minuten keine Chance, das war ihr viel zu wichtig. Wer da hereinkam, das musste sie sehen. Nicht verhandelbar.

Und dann gab es die kleinen, zärtlichen Eigenheiten, die einem das Herz aufgehen ließen. Sie setzte sich zum Beispiel immer hin wie ein Welp, in dieser typischen Welpen-Sitzposition, auch als sie längst erwachsen war. So ein kleines Ding, und doch so unverwechselbar sie.

Bei den meisten Dingen war sie erstaunlich kompromissbereit. Ein eigener Fressplatz, eine eigene Ecke — geschenkt, das war ihr alles nicht so wichtig. Aber bei einer Sache verstand sie keinen Spaß: der Platz neben mir. Der gehörte ihr, und sonst keinem. Das ging gar nicht anders.

Wenn ich zum Beispiel mal Bam Bam im Arm hatte — unmöglich. Und auch das war typisch sie: Sie hat das nie mit Aggression geregelt. Kein Knurren, kein Meckern, kein Zähnefletschen. Sie hat sich einfach dazwischengedrängt. Ganz sanft, ganz selbstverständlich, als wäre es das Natürlichste der Welt: So, ich bin jetzt hier. Das ist mein Platz.

Bam Bam und ich mussten sogar heimlich kuscheln. Denn ohne sie kuscheln — nene, das konnte nicht sein. Sie zeigte mir auf die zahmste Weise, die man sich denken kann: Du gehörst mir. Nicht durch Drohung, nicht durch Lautstärke. Sondern durch warme, sture Beharrlichkeit. Sie musste mir nicht sagen, dass ich ihr Mensch war — sie schob sich einfach immer wieder zwischen mich und alles andere, bis klar war: Dieser Platz ist besetzt.

Und weißt du, was das über sie sagt? Sie war großzügig bei allem — nur bei mir nicht. Ich war ihre rote Linie. Alles andere konnte sie teilen. Mich nicht. Und sie hat das nicht mit Gewalt

verteidigt, sondern mit Liebe, indem sie sich sanft und beharrlich dazwischenschob. Das ist vielleicht das rührendste Detail von allen, weil es zeigt, wie tief und wie ausschließlich ihre Bindung an mich war.

Diese Eigenheiten waren keine Fehler, die man hätte abstellen müssen. Sie waren sie. Und sie zu lieben hieß, sie all das sein zu lassen — die Inspektorin, die pingelige Aufräumerin, die Staubsauger-Kriegerin, den Welpen im Sitzen, die sanfte, eifersüchtige Seele, die sich zwischen mich und die Welt drängte. Ich ließ sie ihr Ding machen. Das war der ganze Deal, gelebt in hundert kleinen Dingen.

Man liebt jemanden nicht, indem man seine Ecken und Kanten abschleift. Man liebt ihn, indem man die Ecken und Kanten sein lässt. Und ein Hund, der ganz er selbst sein darf, ist ein glücklicher Hund. Das war sie.

Kapitel 9 • Ihr wacher Blick

Wer das Bild am Anfang dieses Buches gesehen hat, kennt ihre Augen. Diesen Blick. Jeder, der ihr begegnete, sah ihn sofort: Sie war wach. Sie war da. Sie beobachtete. Ihr entging nichts — rein gar nichts.



Und das war nicht nur so dahingesagt. Bei Hunden ist es ja normalerweise so, dass sie die Welt vor allem über die Nase und die Ohren wahrnehmen; das Sehen ist meist nicht ihre stärkste Seite. So kenne ich es jedenfalls. Aber sie war anders — und zwar auf eine Art, die fast unheimlich war.

Ob im Dunkeln oder am hellichten Tag: Sie sah die kleinsten Details. Dinge, die mir selbst erst bei ganz genauem Hinschauen auffielen — wenn überhaupt. Manchmal fixierte sie etwas, starr und aufmerksam, und ich schaute in dieselbe Richtung und sah: nichts. Erst wenn ich mich richtig anstrengte, entdeckte ich es vielleicht — eine winzige Bewegung, ein kleines Tier weit hinten, irgendwas ganz am Rand des Sichtbaren. Ihre Augen fingen ein, was meine übersahen. Ich habe mich oft gefragt, was sie wohl alles gesehen hat, das ich mein Leben lang übersehen habe.

Aber es waren nicht nur die Augen. Es war ihr ganzes Wesen. Sie war immer wach, immer aufmerksam, nahm alles um sich herum auf und verarbeitete es. Denk an all die Geschichten: die Beobachterin, die erst einmal schaute, ob sich das Aufstehen überhaupt lohnt. Die Inspektorin am Fressnapf. Die Wächterin auf der Couchlehne. Das kommt alles aus derselben Quelle — ein Kopf, der ununterbrochen beobachtete, abwog, mitdachte. Ihre Wachheit war kein Zustand, den sie an- und ausschaltete. Sie war einfach immer da.

Und das ist wieder eines von diesen Dingen, die sie zu mehr machten als „nur einem Hund“. Eine Wahrnehmung, die schärfer war als die Norm. Eine Aufmerksamkeit, die nie erlosch. Und hinter diesen Augen, immer, dieses Gefühl: Da ist jemand zu Hause. Da denkt jemand. Da nimmt jemand wahr.

Am schönsten habe ich diese Wachheit an einem kleinen Spiel gesehen. Ein Laserpunkt, der Strahl einer Taschenlampe, ein Lichtfleck, der sich irgendwo spiegelte — so etwas trieb sie in helle Aufregung; sie flitzte durch die ganze Wohnung, Bam Bam immer hinterher. Aber das eigentlich Erstaunliche war nicht, dass sie dem Punkt nachjagte. Es war, dass sie genau wusste, woher er kam. Sie hat den Fleck nie für ein eigenes kleines Tier gehalten, dem man nachstellt. Sie hat ihn zur Quelle zurückverfolgt — zu meiner Hand, zur Lampe. Sie verstand, dass da ein Ursprung war. Nur bei einer Sorte Licht war selbst sie machtlos: bei Reflexionen, dem zufälligen Aufblitzen einer Uhr im Sonnenlicht zum Beispiel. Die kamen aus dem Nichts, unvorhersehbar, ohne Hand dahinter — die brachten sogar sie durcheinander. Aber jeden noch so winzigen Lichtpunkt im Raum hat sie registriert. Nichts, wirklich nichts, entging diesen Augen.

Vielleicht ist das auch der Grund, warum dieses eine Foto sie so gut einfängt. Man schaut es an — und fühlt sich angeschaut. Das ist kein Zufall der Kamera. Das war sie. Genau so hat sie einen angesehen: direkt, präsent, wach.

Ihre Augen haben alles gesehen. Und das Einzige, woran ich mich festhalte: Sie haben auch mich gesehen. Wirklich gesehen — so, wie mich sonst niemand gesehen hat.

Kapitel 10 • Das Wasser

Wenn ich sie mir voller Leben vorstellen will — richtig voller Leben —, dann denke ich an Wasser. Wasser war ihr Magnet. Der Pool, der Schlauch, der Rasensprenger. Sobald Wasser im Spiel war, machte sie wie wild und hatte den Spaß ihres Lebens.

Der Pool war überhaupt ganz ihre Sache. Schon beim Aufbau stand sie daneben und passte genau auf, dass ich das auch ja fachgerecht hinbekam — mit demselben prüfenden Blick, mit dem sie sonst den Napf kontrollierte. Und das Befüllen war ein Highlight für sich. Wasser aus dem Schlauch zog sie an wie nichts sonst; kaum lief es, war sie schon mittendrin und jagte dem Strahl hinterher, ganz außer sich vor Freude. Ehrlich gesagt war es jedes Mal ein kleiner Kampf — wie soll man einen Pool füllen, wenn ständig jemand den Wasserstrahl angreift? Voll wurde er am Ende trotzdem, aber kampflös ging da gar nichts. Und der Rasensprenger im Garten erst: Da war sie ständig hinter dem Wasserstrahl her, sprang, tobte, kam gar nicht mehr runter.



Und was für Sprünge das waren! Dieses kleine Ding machte Sätze von anderthalb bis zwei Metern. Sie sprang überall hoch — auf den Stuhl, aufs hohe Bett, egal wie hoch, sie schaffte es. Und wenn es beim ersten Mal schiefging, war das kein Grund aufzugeben. Im Gegenteil: Dann wollte sie es erst recht fertigmachen. Sie probierte, bis es klappte — und es klappte. Kein „geht nicht“ in ihrem Kopf. Nur „noch nicht“.

Der Wasserstrahl war ohnehin ihr großes Rätsel. Beim Blumengießen zum Beispiel: Der Strahl musste erledigt werden. Unbedingt. Dabei war da nichts zu beißen, nichts zu fassen. Und ich glaube, genau das hat sie wahnsinnig gemacht — dieser verflixte Wasserstrahl, da und doch nicht da, nicht zu packen, nicht zu besiegen. Für einen Kopf wie ihren, der alles durchschauen und kontrollieren wollte, muss das ein unlösbares Rätsel gewesen sein. Einer ihrer großen ungreifbaren Gegner, den sie nie zu fassen bekam. Und sie hat es trotzdem jedes Mal wieder versucht.

Nicht alles, was sie jagte, war so unfassbar wie der Wasserstrahl. Es gab auch das gemütliche Gegenstück, drinnen, im Bett: „Fang die Maus“. Ich bewegte einfach die Finger unter der Bettdecke, mal hierhin, mal dorthin — und für sie und Bam Bam war das jedes Mal aufs Neue der helle Wahnsinn. Endlich eine „Beute“, die sich bewegte und die man tatsächlich zu fassen bekam. Die beiden stürzten sich mit Feuereifer auf die wandernde Wölbung im Stoff, und ich lag darunter und musste lachen. Ein kleines Spiel, mehr nicht — aber es zeigt dieselbe Jagdlust, nur diesmal mit einem Happy End für die Jägerin.

Der Pool selbst war so eine Sache. Wenn er aufgebaut war und es draußen warm war, landete sie schon mal ungewollt im Wasser. Aber so ganz ohne Boden unter den Pfoten — das war

nicht theirs. Sie war eben eher der standfeste Typ. Abkühlung, ja, das war in Ordnung. Und auf der Luftmatratze Boot fahren ging auch — Hauptsache, sie war dabei. Nicht unbedingt schwimmen. Aber dabei sein, bei mir, das war ihr wichtig.

Einen eigenen Pool hatte sie natürlich auch — einen kleinen, ganz für sie. Wenn es mal wieder zu warm war, sprang sie kurzerhand hinein und kühlte sich ab, ganz nach ihrem Geschmack. Bam Bam dagegen? Den ließ der ganze Wasserzauber völlig kalt. Wasser — ahhh, nein danke. Er hielt lieber gebührend Abstand von dem nassen Gedöns. Zwei Hunde, zwei Welten: sie mittendrin, außer sich vor Freude, er trocken und seelenruhig daneben.

Und dann war da unser Pool-Spiel, das mir bis heute ein Rätsel ist — beziehungsweise: Heute weiß ich, es war gar keins. Es war ein Spiel. Ich im Pool, sie außen herum. Sie sprang an den Rand und machte einen Aufstand: „HAAALLOOO!“, so ungefähr. Wenn ich mit Wasser spritzte, war das der Höhepunkt — da sah man immer den ganzen Hund in der Luft. Aber sobald ich an den Rand ging, um sie zu holen: schwubs, weg war sie. Also raus aus dem Pool, um sie zu fangen — keine Chance, flink wie ein Wiesel, die Kleine. Und kaum war ich wieder im Wasser, war sie auch wieder da.

Irgendwann erst habe ich kapiert: Sie hat mit mir gespielt. Auf ihre Art, nach ihren Regeln. Ich durfte mitspielen — aber die Regeln machte sie. Genau wie sie Bam Bam immer eingespannt hatte, hatte sie jetzt mich zu ihrem Spielpartner gemacht.

Und ich war nicht die einzige Spielfigur. Nicole gehörte genauso dazu. Egal, wer von uns im Pool war und wer außen herum — Pebbels hatte uns beide gleichzeitig im Blick. Nicole hat alles versucht, sich von hinten anzuschleichen, ganz leise, während ich sie vorne ablenkte. Keine Chance, nicht die kleinste. Ob mit Ablenkung oder ohne, sie merkte jede Bewegung. Zu zweit war sie erst recht nicht zu überlisten — sie behielt den ganzen Garten im Blick, jeden von uns, die ganze Zeit.

Irgendwann habe ich dann etwas versucht. Immer wenn ich sie zu fassen bekam, ging es mit ihr ins Wasser — und weil ihr das ohne Boden unter den Pfoten nicht geheuer war, war das für sie wohl eine Art Denkmäler. Und was passierte? Sie merkte es sich sofort. Und zwar nicht nur an dem Tag. Ob das ein Jahr her war oder zwei — sie wusste es immer noch ganz genau. Fangen bedeutet Pool, also ließ sie sich nicht mehr fangen. Der Trick funktionierte kein zweites Mal. Sie war zu schlau dafür.

Also dachte ich mir: Dann machen wir es eben anders. Nicht mit List, sondern mit Vertrauen. Ich lockte sie Stück für Stück zu mir, ganz ruhig — und als sie da war, habe ich sie einfach nur gekrault. Kein Pool, kein Reinwerfen. Nur Kraulen. Und weißt du was? Danach wusste sie ganz genau, was ich vorhatte. Sie konnte lesen, ob ich sie schnappen und ins Wasser tragen wollte oder ob ich es ehrlich meinte. Sie hat den Unterschied zwischen meinen Absichten erkannt.

Und da ist es wieder, dasselbe wie bei allem: List funktionierte bei ihr nicht — dafür war sie zu klug. Vertrauen funktionierte. Immer. Sie hat gemerkt, was ich vorhatte, noch bevor ich einen Schritt gemacht hatte. So war sie. Sogar am Pool, sogar mitten im Spiel.

So will ich sie in Erinnerung behalten. Nicht krank, nicht schwach. Sondern quicklebendig, flink wie ein Wiesel, den ganzen Hund in der Luft, außer sich vor Freude über einen Wasserstrahl. Voller Leben.

Kapitel 11 • Ihre Erzfeinde

Jede Königin hat ihre Feinde. Pebbels hatte ein paar davon — und sie zerfielen in zwei Gruppen: die, die sie sich vornehmen konnte, und die, die sie zur Weißglut trieben, weil sie sie einfach nie zu fassen bekam.

Fangen wir mit den großen an. Große Hunde konnte sie ohnehin nicht besonders leiden. Einmal ist sie unter dem Zaun durchgeschlüpft und den beiden Rottweilern vom Nachbarn hinterher. Es quiekte — und wir dachten schon: oje. Aber nein. Es war nicht Pebbels, die da quiekte. Es war einer der Rottweiler.

Ich muss der Ehrlichkeit halber dazusagen: Es waren noch junge Rottweiler, also nicht auf ihrer vollen Größe. Aber das ändert nichts am Kern der Sache. Diese kleine, kompakte Bulldogge ist unter dem Zaun durch und hat sich mit zwei deutlich größeren Hunden angelegt, ohne eine Sekunde zu zögern. Die Größe des Gegners war ihr völlig egal. In ihrem Kopf war sie die Größte im Revier, ganz gleich, wie viel der andere auf die Waage brachte. Sie hatte einfach keine Angst. Oder besser gesagt: Ihr Selbstbewusstsein war größer als jeder Größenunterschied.

Aber ihr wahrer Erzfeind, ihr Moby Dick, das war nachbars Katze.

Diese Fehde war legendär — und tragisch, denn zwischen den beiden lag dieser verdammte Zaun, der Pebbels um die Abrechnung brachte. Und die Katze, dieses Biest, wusste das ganz genau. Sie saß in aller Seelenruhe draußen, todentspannt, und lachte sie im Grunde aus: Komm doch. Komm doch rüber, wenn du dich traust. Und Pebbels wurde wahnsinnig. Diese kleine Ratte, warte, bis ich dich kriege! Man sah ihr die Verzweiflung an. Die Ohnmacht muss sie zur Weißglut getrieben haben. Sie, die alles kontrollieren und lösen wollte — und da saß dieser überlegene Fellball, genau außerhalb ihrer Reichweite, und genoss es in vollen Zügen.

Und weißt du, was das Komische ist? Es war genau dasselbe wie mit dem Wasserstrahl. Wieder ein Gegner, den sie nicht zu fassen bekam — da und doch unerreichbar. Der Wasserstrahl mit all seinen ungreifbaren Verwandten — dem Laserpunkt, dem gespiegelten Licht — und die Katze: das waren ihre großen ungelösten Rätsel. Beide haben sie in den Wahnsinn getrieben, und beide hat sie nie besiegt. Das ist fast der Running Gag ihres Lebens: dieses kleine Wesen, das alles im Griff hatte — außer den zwei Dingen, die sich partout nicht fangen ließen.

Beim Staubsauger hatte sie es leichter. Der war wenigstens da, den konnte sie packen, dem konnte sie an die Düse gehen — ein Feind zum Anfassen, sozusagen. Aber die Katze und der Wasserstrahl blieben ungreifbar. Und für einen Kopf wie ihren, der jedes Problem lösen wollte, war nichts schlimmer als ein Gegner, den man nicht zu fassen kriegt.

Ihre Feinde sagen am Ende genauso viel über sie aus wie alles andere. Sie fürchtete nichts, was in ihre Reichweite kam — vom Staubsauger bis zum Rottweiler. Und sie litt an den zwei Dingen, die sich ihr entzogen. Das war sie durch und durch: eine Kämpferin bis ins Mark, die den Gedanken einfach nicht ertrug, dass irgendetwas außerhalb ihrer Kontrolle lag.

Kapitel 12 • Ihr Herz

Von allem, was sie war — der Wächterin, der kleinen Diebin, der Chefin, die vorneweg ging —, war das hier das Leiseste. Und wenn ich ehrlich bin: das Größte.

Kaum hatte ich mich auf die Couch gelegt, war sie da. „Juhu, Kuschelzeit!“ — man konnte es förmlich hören, so kam sie angewuselt, schwupps, mitten in meinen Arm. Manchmal drückte sie einfach die Schnauze in meine Armkehle, ganz tief, als wollte sie darin verschwinden. Dann legte sie die beiden Pfötchen auf meinen Arm und den Kopf obendrauf — oder sie kuschelte sich mit allem, was sie hatte, in meine Armbeuge und drückte sich an mich, warm und schwer und ganz nah. Verschwinden konnte sie darin nicht, dafür war sie ein viel zu solider kleiner Brocken, vierzehn Kilo geballte Bulldogge. Aber näher als in diesen Momenten ging es nicht.

Im Bett hatte sie ihre eigene, leise Art zu fragen. Sie saß da, schaute mich an, und dann kam die Pfote — ganz sanft, eine stille Bitte. Ich hob die Decke, und sie kuschelte sich neben mich. Kein Bellen, kein Drängeln. Nur die Pfote und der Blick. Sie musste nie mehr tun.

Aber das Bild, das ich nie vergessen werde, ist ein anderes. Sie lag auf meinem Schoß, und dann drehte sie sich auf den Rücken, den Bauch nach oben, die Augen zu, alle viere von sich. Völlig schutzlos. Und ich habe ihr den Bauch gekraut, so wie sie es liebte — davon habe ich so viele Bilder, dass ich sie gar nicht zählen kann.

Man muss wissen, was das bedeutet, und gerade bei ihr. Ein Hund gibt seinen Bauch nur her, wenn er zu hundert Prozent vertraut. Bauch nach oben heißt: Ich bin wehrlos, und es ist mir egal, weil ich weiß, dass mir hier nichts passiert. Und jetzt denk daran, wo sie herkam — aus einer Garage, von der eigenen Mutter verstoßen und weggesperrt, an einem Ort, an dem sie sich auf keinen Menschen verlassen konnte. So ein Anfang lehrt ein Wesen, vorsichtig zu sein und sich nicht auszuliefern. Und ausgerechnet sie machte bei mir die Augen zu und legte den Bauch frei. Größer kann Vertrauen nicht sein. Sie hat mir nicht gesagt, dass sie mich liebt — sie hat es mir gezeigt, mit dem Verletzlichsten, das sie hatte.

Ich habe sie dann immer auf ihren zarten Bauch geküsst. Das gehörte dazu, das war unser Ding.

Und eine Sache war so goldig, dass ich heute noch lächeln muss. Wenn sie eine Weile in meiner Armkehle geschlafen hatte und wieder wach wurde, merkte sie manchmal, dass sie mich im Schlaf ein bisschen angesabbert hatte. Und dann? Dann leckte sie das ganz brav wieder sauber. Als wollte sie sich entschuldigen — „Ups, tut mir leid.“ So ein kleines Wesen, und so viel Anstand, sogar im Halbschlaf.

Das war ihr Herz. Keine Erziehung hätte das je hervorbringen können, kein Kommando, kein Deal. Es war einfach da — von ihr, für mich. Und das ist es, woran ich mich heute festhalte: Sie hat mir ihr Herz nicht gegeben, weil ich es mir verdient hätte. Sie hat es mir gegeben, weil das ihre Art war zu lieben — ganz und gar, ohne Rückhalt, mit allem, was sie war.

TEIL 3 — MEINE ERKENNTNISSE

Was sie mich gelehrt hat — und was mir erst rückblickend klar wird.

Kapitel 13 • Sie hat mich erzogen

Ich bin zu ihr gekommen mit dem Gedanken, den wohl jeder hat: Jetzt habe ich einen Hund, jetzt muss ich ihn erziehen. Ich muss ihm zeigen, wo es langgeht. Ich habe lange gebraucht, um zu begreifen, wie falsch das herum war. Nicht ich habe sie erzogen. Sie hat mich erzogen. Und, ehrlich gesagt, zu Recht.

Am deutlichsten habe ich das an einer Sache gemerkt, die eigentlich eine Kleinigkeit ist und die mich bis heute staunen lässt, wenn ich daran denke: das Pfotegeben.

Es war irgendwann in der Küche, ich hatte ein Leckerli in der Hand und dachte mir: Versuch's doch mal. Ich habe ihr das Leckerli gezeigt und die Hand hingehalten. Sie hat mich erst einmal angeschaut. „Hä? Was soll das? Was geht?“ Kein Plan, was ich von ihr wollte. Ich habe es drei-, viermal gemacht. Und dann — dann kam die Pfote. Und dann das Leckerli. Von da an hat das funktioniert.

Ich habe ihr die Pfote nicht genommen und auf meine Hand gelegt. Ich habe sie nicht geführt. Ich habe nur die Hand hingehalten und gewartet, und sie hat selbst herausgefunden, was ich wollte. Das ist ein Unterschied. Sie hat nicht auswendig gelernt. Sie hat mich gelesen und die Lösung selbst gefunden.

Aber das war noch nicht das Erstaunliche. Das Erstaunliche kam danach. Sie hat kapiert, welche Pfote. Rechte Hand — linke Pfote. Linke Hand — rechte Pfote. Sie hat verstanden, dass nicht einfach „Pfote“ die Antwort war, sondern dass die Position meiner Hand bestimmte, welche Pfote drankam. Das ist keine auswendig gelernte Nummer mehr. Das ist eine Regel mit einer Variablen. Sie hat einen Zusammenhang durchschaut, nicht bloß einen Befehl gemerkt. Da soll mir noch einer erzählen, Hunde seien dumm.

Und Bam Bam? Der hat öfter zugeschaut — und konnte es dann auch. Kein einziges Mal habe ich es ihm beigebracht. Er hat es sich bei ihr abgeguckt, so wie schon das Öffnen des Gitters. Immer dasselbe: Sie machte es vor, er zog nach. Die kleine Chefin und ihr großer Schüler.

Das Schöne an dieser Geschichte, verglichen mit ihren Gaunereien: Das Toastbrot, die Schokolade — das war ihr Grips gegen mich, listig, für die eigene Beute. Aber das Pfotegeben war Kommunikation mit mir. Ein kleines Spiel, das wir zusammen entwickelt haben, ein Gespräch ohne Worte. Ich halte die Hand hin, sie antwortet mit der richtigen Pfote. Das ist Verständigung zwischen zwei Wesen, die keine gemeinsame Sprache haben — und die sich trotzdem verstehen. Fast noch berührender als all ihre Cleverness, weil es zeigt, wie verbunden wir waren.

Es gab auch die andere Seite, gerade am Anfang. Ein paar Marotten. Am Holztisch knabbern zum Beispiel. Das gab am nächsten Tag Ärger. Und jetzt kommt der Punkt, an dem ich dem verbreiteten Gerede widerspreche: „Ein Hund weiß am nächsten Tag doch gar nicht mehr, was er angestellt hat.“ Sie schon. Sie wusste ganz genau, warum sie Ärger bekam. Man hat es ihr angesehen. Und sie hat es nie wieder gemacht.

Noch mehr als am Holztisch habe ich das an Nicoles Schlappen gesehen. An ihren Sommertretern hing sie, und Pebbels hing auch an ihnen — nur eben auf ihre Art, zum Draufbeißen. Die Dinger waren einfach zu verlockend. Und dann vergingen Tage. Nicht der

nächste Morgen, Tage. Irgendwann nahm Nicole die zerkaute Schlappen, ging damit zu ihr und hielt ihr eine Standpauke, nur mit Worten. Und man glaubt es kaum: Pebbels wusste sofort, worum es ging. Man hat es ihr angesehen. Sie hat die zerbissenen Schlappen von damals und den Ärger von jetzt über mehrere Tage hinweg zusammengebracht. Das ist kein Hundegedächtnis mehr. Das ist Verstehen.

Und wenn ich es recht bedenke: Das waren, in einem ganzen Hundeleben, die beiden einzigen Dinge, um die wir überhaupt je ringen mussten — der Holztisch und Nicoles Schlappen. Zwei. Mehr nicht. Alles andere hat sie von ganz allein gewusst. Man nennt so etwas gern Erziehung, aber das trifft es nicht. Erziehung ist, wenn man einem Hund beibringt, was der Mensch will. Bei ihr war es etwas anderes: Sie tat das Richtige, weil es richtig war, nicht weil ich es verlangte. Das ist kein Gehorsam. Das ist Anstand. Und Anstand kann man nicht adressieren — den bringt einer schon mit oder eben nicht. Sie brachte ihn mit, von Anfang an.

Ich weiß, was die Fachleute sagen: Eine Strafe, die zu lange nach der Tat kommt, bringt einem Hund nichts, weil er den Ärger nicht mehr mit dem Vergehen verknüpft. Als Regel stimmt das sogar. Aber sie war nie die Regel. Und vor allem ist das etwas ganz anderes als die Behauptung, ein Hund wisse nicht mehr, was er getan hat. Sie wusste es. Und sie hat verstanden, was ich nicht wollte, und sich daran gehalten. Das ist kein dummes Tier, das reflexhaft reagiert. Das ist ein Wesen, das lernt, versteht und sich entscheidet.

Man hört ja oft, man müsse einen Hund besiegen, ihn unterwerfen, damit er Respekt vor einem hat. Bullshit. Sie hatte Respekt vor mir — echten, tiefen Respekt. Aber nicht, weil ich sie jemals gebrochen hätte. Sondern weil zwischen uns Vertrauen war. Sie wusste genau, wo ihre Grenzen lagen, sie wusste genau, wann es reicht und wann es Zeit ist — und das nicht aus Angst, sondern weil wir uns verstanden. Das ist der Unterschied, den mir kein Hundetrainer je so klar hätte beibringen können wie sie: Respekt kommt nicht vom Besiegen. Er kommt vom Vertrauen.

Und diesen Respekt hatte sie nicht nur vor mir. Vor Nicole genauso, vor jedem, der zur Tür hereinkam. Aber — und das ist das Raffinierte — sie las jeden einzeln. Sie wusste bei jedem ganz genau, wie weit sie gehen konnte. Bei mir war die Grenze dehnbarer, weil sie mich durchschaut hatte, den Weicheren. Bei Nicole saß sie enger. Das ist keine Dressur, bei der einer kuschelt und der andere kommandiert. Das ist ein Wesen, das Menschen liest und sich auf jeden Einzelnen einstellt. Die kleine raffinierte Maus.

Und ehrlich: Ich selbst war nicht immer so souverän, wie das hier klingt. Ich habe oft genug versucht, sie zu bändigen — aus Angst, sie könnte in ihrem Übereifer rausrennen oder sich mit dem falschen Hund anlegen; die Sache mit dem Rottweiler saß mir in den Knochen. Mein Vertrauen war nicht immer bei hundert Prozent. Heute sehe ich das anders; ich hätte ihr ruhig mehr zutrauen können. Und wenn gar nichts half, habe ich sie eben ausgetrickst — ab in die Garage gelockt, sie hinterher, zack, Tür zu, ein paar Minuten Ruhe. Beschwert hat sie sich, natürlich. Übel genommen hat sie es mir nie. Kein einziges Mal. Ausgerechnet die Garage, die für sie einmal ein so kalter Ort gewesen war — bei mir war sie nur ein durchschaubarer Streich, über den sie sich kurz empörte und ihn im nächsten Moment vergaß. Sie wusste, dass sie bei mir sicher ist.

Ich bin zu ihr gekommen, um ihr die Welt beizubringen. Gegangen bin ich als einer, dem sie die Welt beigebracht hat. Sie hat mir gezeigt, wie man ein anderes Wesen liest, ohne dass es

spricht. Sie hat mir beigebracht, dass Intelligenz nicht an Worte gebunden ist. Und sie hat mir ein für alle Mal die Augen dafür geöffnet, was ein Hund wirklich ist — kein Untergebener, kein Spielzeug, sondern ein Gegenüber. Seit ihr sehe ich Hunde mit völlig anderen Augen. Das ist vielleicht das Größte, was sie mir hinterlassen hat: nicht nur die Erinnerung an sie, sondern einen neuen Blick auf ihresgleichen.

Sie hat mich erzogen. Und ich bin ihr dankbar für jede Lektion.

Kapitel 14 • Warum sie so war

Jetzt, wo sie nicht mehr da ist, sitze ich manchmal da und denke über sie nach. Über all die kleinen Dinge, die sie ausmachten. Und mit der Zeit ist mir etwas klar geworden, das ich damals nicht gesehen habe: Nichts davon war Zufall. All ihre Eigenheiten, all die Marotten, über die ich mich gewundert, gelacht und manchmal geärgert habe — sie gehörten zusammen. Sie hatten einen gemeinsamen Grund.

Wenn ich heute zurückblicke, sehe ich einen einzigen Faden, der sich durch alles zieht: Sie wollte die Welt verstehen und in Ordnung halten. Nichts durfte für sie ungeklärt bleiben, nichts unkontrolliert, nichts dem Zufall überlassen. Sie war kein Hund, der einfach durchs Leben stolperte. Sie war ein Kopf, der alles einschätzen, durchschauen und regeln wollte.

Und plötzlich ergibt alles einen Sinn. Die Inspektion an Bam Bams Napf war Qualitätskontrolle — es musste mit rechten Dingen zugehen. Dass sie beim Spazieren immer vornewegging, war kein Ungehorsam, sondern Führung; der Chef geht vorne. Jeder Besucher musste einzeln geprüft werden: Wer bist du, gehörst du hierher? Bei anderen Hunden an der Leine war sie außer sich, weil sie die Sache klären wollte und die Leine sie daran hinderte. Selbst den Staubsauger griff sie an — dieses laute Ungeheuer, das in ihr Revier eindrang und das sie darum in die Schranken weisen musste. Und dass sie im Wasser keinen Boden unter den Pfoten mochte, passt genauso: Wo sie die Lage nicht im Griff hatte, fühlte sie sich nicht wohl.

Am schönsten zeigt sich das an ihrem großen Rätsel, das sie nie in den Griff bekam: dem Wasserstrahl. Da war etwas, das sie deutlich sehen konnte, das sie herausforderte — und das sich trotzdem niemals fassen ließ. Für einen Kopf, der alles kontrollieren wollte, muss das der reine Wahnsinn gewesen sein. Und gerade deshalb ließ es sie ihr Leben lang nicht los. Ausgerechnet das, was sich ihrer Kontrolle am hartnäckigsten entzog, wurde zu ihrer größten Leidenschaft.

Und wo das alles herkam? Ein Teil davon, glaube ich, reicht bis ganz an den Anfang zurück, bis in die Garage. Ein Wesen, das früh lernen musste, dass niemand kommt, wenn man ruft, dass man sich auf nichts verlassen kann — so ein Wesen nimmt die Dinge selbst in die Hand. Es kontrolliert, was es kontrollieren kann, weil es einmal alles verloren hatte. Vielleicht war ihr ewiges Prüfen und Regeln im Grunde der Panzer einer kleinen Seele, die sich nie wieder ausgeliefert fühlen wollte.

Und weil ich sie so verstanden habe, habe ich etwas ganz bewusst nie getan: ihr ihre Marotten wegerziehen. Ihre Furchtlosigkeit zum Beispiel, dieses Sich-Anlegen mit Hunden, die dreimal so groß waren — das hätte ich ihr aus Sorge gern abgewöhnt. Aber wie? Erklären konnte ich es ihr nicht; kein Hund versteht ein „lass es, der ist größer“. Die einzige Methode wäre gewesen, sie eine schlechte Erfahrung machen zu lassen, sie einmal richtig auf die Nase fallen zu lassen.

Und genau das habe ich nicht übers Herz gebracht. Denn eine schlechte Erfahrung hätte in Angst umschlagen können, und Angst hätte genau das geknickt, was sie ausmachte — schon wieder, wie damals ganz am Anfang. Also habe ich sie lieber die Größte sein lassen, auch wenn sie es der Größe nach nicht war. So war sie die Größte, und fertig. Ihre Furchtlosigkeit und ihre Macken waren zwei Seiten derselben Medaille; man konnte das eine nicht ausbügeln, ohne das andere zu beschädigen. Und ihr ungebrochener Mut war mir mehr wert als meine eigene Ruhe.

Und wenn das stimmt, dann macht es das, was zwischen uns war, nur noch größer. Denn in dieser ganzen Welt, die sie so genau im Griff haben musste, gab es einen einzigen Ort, an dem sie die Kontrolle abgab. Das war ich.

Am deutlichsten habe ich das gemerkt, wenn ich sie neckte — und ich neckte sie gern, gerade weil ich sie so gut kannte. Sie saß dann aufrecht neben mir auf der Couch, ich stichelte ein bisschen von der Seite, und sie knurrte. Aber leise, zart, ohne jeden Ernst — ein Spiel, kein Streit. Ein leises „eh“ von mir genügte, kein lautes Wort, und schon rollte sie sich auf den Rücken, kam auf meinen Schoß und machte ihr feinstes braves Mädchen. So haben wir unsere kleinen Meinungsverschiedenheiten geklärt: ganz ohne Stress, ohne Härte, mit einem Augenzwinkern. Bei manch anderem Hund hätte so ein Necken auch anders ausgehen können. Bei ihr war ich mir in jeder Sekunde hundertprozentig sicher: Sie würde mich niemals beißen. Dafür war zwischen uns zu viel Vertrauen. Beißen war einfach keine Möglichkeit.

Bei mir musste sie nichts regeln, nichts prüfen, nichts bewachen. Bei mir musste sie nicht die Chefin sein — sie durfte einfach mein Mäuschen sein. Die kleine Königin, die die ganze Welt beaufsichtigte, legte bei mir die Krone ab. Und das war ihr größtes Geschenk: nicht ihre Klugheit, nicht ihre Wachsamkeit, sondern dass ausgerechnet sie, die alles im Griff haben musste, mir genug vertraute, um loszulassen.

Kapitel 15 • Hunde leben im Jetzt

Es gibt eine Sache, die ich erst durch sie wirklich begriffen habe, und sie spendet mir heute auf eine stille Art Trost: Hunde leben im Jetzt. Nicht in der Vergangenheit, nicht in der Zukunft. Im Moment. Sie haben nicht dieses ständige Vor- und Zurückrechnen im Kopf, das uns Menschen das Leben so schwer macht. Und ich glaube nicht, dass das ein Mangel ist. Ich glaube, es ist ein Geschenk.

Am deutlichsten habe ich das an einer Geschichte gesehen, über die ich heute noch schmunzeln muss. Wir waren zwei Wochen in Dubai, und die beiden — Pebbels und Bam Bam — blieben bei unserer Freundin Anja, die selbst Hunde hatte, eine ganze kleine Meute. Ich habe die zwei wahnsinnig vermisst. Zwei Wochen lang habe ich mich auf das Wiedersehen gefreut wie ein kleines Kind und mir ausgemalt, wie sie mir vor Freude fast umfallen würden.

Und dann kam der große Moment. Ich komme an, sie sieht mich — und ja, sie kommt angerannt, freut sich, ein kurzes, herzliches „Hallo!“. Und dann? Schwupps, dreht sie sich um und ist zurück in der Meute. Soso, dachte ich — und musste dann doch lachen. Denn was aussah wie Desinteresse, war in Wahrheit das Schönste, was man sich wünschen kann: Es ging ihr die ganzen zwei Wochen einfach blendend. Sie war sicher, sie war umsorgt, sie war rundum glücklich. Sie hatte gar keinen Grund, uns zu vermissen. (Danke, Anja.)

Und da wurde mir etwas klar. Wir Menschen hätten diese zwei Wochen mit Sehnsucht verbracht, mit Bangen, mit dem Zählen der Tage. Sie nicht. Sie war einfach jeden einzelnen Tag ganz da, wo sie war. Kein Grübeln über gestern, keine Angst vor morgen.

Und wenn ich heute ehrlich bin, dann ist genau das der leiseste Trost, den ich aus ihrem ganzen Leben ziehe. Ein Wesen, das im Jetzt lebt, quält sich nicht mit dem, was kommt. Sie hat nicht wochenlang geahnt, was auf sie zukam. Sie hat nicht wie ich am Ende jeden Tag gezählt. Sie war einfach da, bei mir, ganz im Augenblick — bis zuletzt. Vielleicht ist das die größte Weisheit, die so ein kleiner Hund in sich trägt: dass das Leben immer nur jetzt stattfindet. Und dass jetzt genügt.

Kapitel 16 • Nie ein Klagelaut

In all den Jahren hat sie nie gezeigt, dass es ihr schlecht geht. Nie. Kein Wimmern, kein Klagelaut, kein Jammern um Aufmerksamkeit. Sie hat einfach alles weggesteckt. Das kleine Ding hat immer alles weggesteckt.

Einmal hatte sie irgendwelche Bakterien, eine üble Sache, es ging ihr richtig dreckig. Und was hat sie gemacht? Kein Theater. Sie hat viel getrunken. Ist selbstständig raus in den Garten gegangen, um sich zu übergeben — vorne raus, dann hinten raus nur noch Wasser. Und irgendwann ist sie einfach umgefallen. So krank war sie. Und trotzdem: kein einziger Laut der Klage. Sie hat sich nicht hingelegt und gejammert. Sie ist noch in den Garten gegangen, um es ordentlich zu machen, und dann hat der Körper sie umgeworfen. Erst das Umfallen hat es verraten. Nie ihre Stimme.

Diese Stille hat einen Grund, glaube ich, und er liegt zu einem großen Teil an der Rasse. Bam Bam ist genauso. Diese französischen Bulldoggen sind zähe, stoische kleine Hunde. Sie stecken alles weg, sie tragen ihren Schmerz mit sich herum, ohne ihn zu zeigen. Das ist bei der Rasse fast typisch — und ehrlich gesagt auch ein Grund, warum man bei ihnen doppelt aufpassen muss. Denn sie zeigen eben nicht, wenn etwas nicht stimmt. Sie leiden still.

Bei ihr war es wohl beides zusammen. Das zähe Wesen der Rasse. Ihr eigener Kämpfercharakter, derselbe, der das Stofftier lieber zerriss, als loszulassen. Und vielleicht ein Rest aus ihrer Herkunft — ein Hund, den die eigene Mutter verstoßen und den man weggesperrt hatte, lernt früh, dass Klagen niemanden herbeiruft, dass man Schmerz allein trägt. Das ist der berührende und ein bisschen traurige Gedanke dabei: dass sie irgendwann gelernt hatte, ihr Leid für sich zu behalten. Und dass sie es dann ihr ganzes Leben lang tat, mit einer Würde, die man selbst bei Menschen selten sieht.

Am deutlichsten habe ich diesen Stolz an einer kleinen Geschichte gesehen, gerade als es ihr schon nicht mehr gut ging. Einmal kam sie vom Garten hereingestürmt, einen Grashalm in der Nase, und musste niesen wie am Spieß. Ich sofort hin, um ihr zu helfen — aber sie hörte gar nicht mehr auf. Sie regte sich so darüber auf, dass ihr der Zucker absackte und sie für einen Moment wegnickte. Und was mir dabei fast das Herz brach: Sie schaute mich beim Niesen an, und es war ihr sichtlich peinlich. Ihr war peinlich, dass sie sich nicht im Griff hatte. Ich habe meine eigene Aufregung heruntergeschluckt und sie einfach nur beruhigt. So ein stolzer kleiner Hund. Denn Scham setzt Stolz voraus, und Stolz setzt ein Ich voraus — und beides hatte sie, bis zuletzt.

Und da ist noch eine Schicht, die ihr Schweigen nicht kälter macht, sondern wärmer. Ihr Sich-nichts-anmerken-Lassen war nicht nur Tapferkeit. Es war auch Stolz und, so seltsam das klingt, ein schlechtes Gewissen. Selbst wenn sie sich einmal in der Wohnung übergeben musste, weil es gar nicht mehr anders ging, war es ihr peinlich; man sah ihr an, dass sie sich schämte, als hätte sie etwas falsch gemacht. Dabei hatte sie natürlich nichts falsch gemacht. Sie wollte einfach niemandem zur Last fallen, nicht einmal dann, wenn sie krank war. Und ich habe mich in solchen Momenten immer zu ihr hinuntergehockt und gesagt: „Nicht schlimm, Mäuschen.“ Weil sie das hören musste. Weil eine Seele, die sich sogar für ihre eigene Schwäche entschuldigt, genau das braucht: dass ihr jemand sagt, dass sie nichts, aber auch gar nichts gutzumachen hat.

Wenn ich könnte, hätte ich ihr etwas von dieser Last abgenommen. Aber ich glaube, sie hätte das gar nicht gewollt. Sie hat es selbst getragen, still, tapfer, würdevoll — so, wie sie alles getragen hat. Diese Tapferkeit ist eines der Dinge, die ich an ihr am meisten geliebt und am meisten bewundert habe.

Das kleine Ding hat immer alles weggesteckt. Bis zu dem einen Mal, an dem es wirklich nicht mehr ging.

TEIL 4 — DER ABSCHIED

Ihr Ende gehört genauso zu ihr wie alles andere.

Kapitel 17 • Als es ernst wurde

Ich arbeite viel und meistens lange. Es wird abends oft spät im Büro, und sie war immer dabei — unter dem Schreibtisch, neben meinem Stuhl, irgendwo in meiner Nähe. Und irgendwann, wenn es mal wieder spät geworden war, kam sie an meinen Stuhl und schaute mich an. Ich wusste sofort, was dieser Blick bedeutete: „Hallo. Es ist spät. Gehen wir mal ins Bett?“ Da war sie wieder, die kleine schlaue Maus, die ihren Menschen managt.

Manchmal hörte ich auf sie, und wir gingen zusammen ins Bett — mal ganz offiziell, wenn Nicole woanders schlief, mal inoffiziell, unser altes heimliches Bündnis. Und manchmal sagte ich: „Lass mich das noch fertig machen, Mäuschen.“ Auch das war in Ordnung für sie. Dann legte sie sich neben mich und wartete. Geduldig. Kein Quengeln, kein Drängeln, kein beleidigtes Seufzen. Sie wartete einfach, bis wir dann endlich zusammen ins Bett gingen. Sie sagte mir ihre Meinung — und ließ mir trotzdem meine Zeit. Das war das Vertrauen zwischen uns, in eine ganz kleine, alltägliche Geste gegossen.

Ich erzähle das, weil das Bett von Anfang an unser Ort war. Und weil es das auch am Ende blieb, als es schwer wurde.

Denn irgendwann wurde es ernst. Ich werde in diesem Kapitel nicht über die Krankheit schreiben, nicht über Diagnosen und Werte — das gehört woandershin, nicht in ein Buch über sie. Ich will hier von etwas anderem erzählen. Davon, wer sie in dieser schweren Zeit war. Denn

das Erstaunlichste an diesen Wochen war nicht, wie krank sie wurde. Es war, wie sehr sie trotzdem noch an uns dachte.

Sie musste in dieser Zeit ständig raus, oft mit Schmerzen, manchmal sechs, sieben Mal, und meistens kam am Ende gar nichts mehr. Man merkte, dass es sie quälte. Und sie merkte, dass es auch mich belastete. Und was hat dieses kleine Wesen gemacht? Wenn es einmal gut lief, wenn es schnell ging, dann kam sie hinterher extra zu mir, stellte sich vor mich und schaute mich an: „Kuck, bin schon wieder da.“ Als wollte sie mir sagen: Mach dir keine Sorgen, diesmal war ich schnell, diesmal ist alles gut. Mitten in ihrer eigenen Not hat sie mich getröstet. Sie hat an meine Gefühle gedacht, während es ihr selbst schlecht ging.

Weil sie so oft musste, legten wir Unterlagen aus. Und niemand musste ihr erklären, wofür die da waren — sie hat es sofort selbst verstanden. Sie ging darauf und machte genau dort, zumindest meistens. Sie war ja krank, es ging nicht immer, aber sie gab sich Mühe, es richtig zu machen. Auch das war Rücksicht: Sie wollte keine Sauerei machen, wollte uns nicht zur Last fallen. Bis zuletzt dieselbe würdevolle kleine Seele.

Und dann war da etwas, das mir bis heute in der Seele wehtut — und das ich trotzdem erzählen muss, weil es zeigt, wie tief ihr Vertrauen war. Weil sie einen Sensor trug, der sie schützen sollte, mussten wir ihr Revier verkleinern; sie rieb sich sonst am Zaun. Für die Wächterin, deren ganzer Stolz das Bewachen und Kontrollieren war, war das ein stiller Verlust. Und wenn ich sie dann streng ins Haus schickte, oft mit einer Ausstrahlung von „so, du gehst jetzt rein“, als hätte sie etwas falsch gemacht — dann sah sie mich immer so demütig an. Dabei hatte sie gar nichts falsch gemacht.

Lange habe ich mich gefragt, ob sie das verstanden hat. Und ich glaube heute: Den Grund — den Sensor, den Schutz — konnte sie nicht begreifen. Aber das Wichtigste hat sie sehr wohl verstanden. Sie hat verstanden, dass die Grenze von mir kam, von ihrem Menschen. Und dieser demütige Blick war kein Vorwurf. Es war Vertrauen. Sie hat sich gefügt, ohne den Grund zu kennen, einfach weil ich es war. Das ist das größte Vertrauen, das es gibt: sich zu fügen, ohne zu verstehen, weil man dem anderen glaubt. Ich habe ihr eine kleine Freiheit genommen, um sie zu schützen — und sie hat es hingenommen, weil sie mir vertraute.

Aber das Herz dieser Zeit, das war das Bett. In diesen schweren Wochen nahm ich sie mit zu mir, nur wir zwei. Und da fühlte sie sich mega wohl. Ich bin überzeugt, das hat ihr Kraft gegeben — nicht allein zu liegen, nicht im Körbchen bei Bam Bam, sondern bei ihrem Menschen, an ihrem liebsten Ort der Welt. Sie hat ihren Thron genossen, mit jeder Faser. Endlich ganz und gar auf ihrem Platz, geborgen an meiner Seite.

Und in diesen Wochen hat sie mir gezeigt, wie liebevoll sie wirklich war — ganz und gar, ohne Rückhalt. Wenn ich morgens aufstand und sie noch keine Lust hatte aufzustehen, dann ringelte sie sich in meine Kuhle, genau in die warme Stelle, wo ich gelegen hatte, und hielt meinen Platz warm. Sie wollte dort sein, wo ich gewesen war, wollte meine Wärme festhalten. Und früher, als es ihr noch gut ging und es nicht zu warm war, kroch sie zum Schlafen am liebsten ganz unter meine Decke, dicht an mich, in unsere kleine Höhle. So nah wie möglich. Vom heimlichen Anschleichen in den ersten Jahren bis zur Höhle unter der Decke — es war immer dasselbe Bedürfnis: bei mir sein, ganz nah.

Und jetzt muss ich etwas Ehrliches sagen, auch wenn es mir schwerfällt. Ich habe erst in diesen letzten Wochen den vollen Umfang ihrer Persönlichkeit wirklich wahrgenommen. Erst da, in dieser Nähe, ist mir ganz bewusst geworden, was für ein Wesen da all die Jahre neben mir gelegen hatte.

Lange habe ich mir das als Vorwurf gemacht — warum erst jetzt, warum erst am Ende? Aber ich glaube inzwischen, dass das ungerecht wäre, mir selbst gegenüber. Denn die Liebe war ja die ganze Zeit da, zwölf Jahre lang, in jedem Kraulen, jedem gemeinsamen Abend, jeder Nacht. Was erst spät kam, war nicht die Liebe. Es war das bewusste Erkennen. Und das kam, weil wir in diesen Wochen so nah waren wie nie — ohne Alltag, ohne Ablenkung, ohne das ständige Weiter-weiter des Lebens. Erst als alles still wurde, habe ich wirklich innegehalten und hingesehen. Nicht weil ich vorher blind war. Sondern weil das Leben einen selten so genau hinsehen lässt. Und wenn dieses Buch eine einzige Bitte an dich hat, dann diese: Sieh jetzt hin. Nicht erst am Ende.

In der schwersten Zeit haben wir aufeinander aufgepasst, jeder auf seine Art. Ich habe versucht, ihr Leid zu lindern — und sie hat, mitten im eigenen Leid, an mich gedacht. So waren wir immer. Bis zuletzt füreinander da.

Kapitel 18 • Sieben Wochen

Es gibt sieben Wochen in meinem Leben, die ich nie vergessen werde. Ich spürte damals, dass uns nicht mehr viel gemeinsame Zeit blieb — und vielleicht spürte sie es auch. Wir haben nicht darüber gesprochen, natürlich nicht. Aber es lag etwas in der Luft, eine stille Übereinkunft, dass jeder Tag jetzt zählte.

Und das Merkwürdige an diesen Wochen: Sie waren nicht nur traurig. Sie waren auf ihre Art auch kostbar — so kostbar wie kaum etwas zuvor. Alles Unwichtige fiel weg, und übrig blieben wir zwei. Und gerade weil alles so still wurde, habe ich in diesen Wochen Dinge an ihr gesehen, die mir sonst vielleicht entgangen wären.

Ihr Zucker musste in diesen Wochen ständig gemessen werden. Und dabei fiel mir etwas auf, das mich bis heute berührt: Sie schaute beim Messen nicht auf das, was ich da tat. Sie schaute auf mich. Jedes Mal. Sie wartete auf meine Reaktion — und las an meinem Gesicht ab, ob alles in Ordnung war. Mit Zahlen konnte sie nichts anfangen. Mit meinem Gesicht schon. Ich war ihre Anzeige. Und wenn ich dann zu ihr sagte: „Super, alles okay“ — dann legte sie sich wieder hin und schlief ruhig weiter. Einfach so. Frage gestellt, Antwort bekommen, Antwort geglaubt. Die kleine Maus, die ihr Leben lang jeden gelesen hat, las jetzt an mir ab, wie es um sie selbst stand. Und mein Wort reichte ihr.

Und noch etwas habe ich in diesen Wochen gemerkt, und es hat mich ganz still gemacht. Ihr Leben lang war sie wachsam, sogar im Schlaf. Wenn sie schlief und jemand sie anfasste — zack, sofort wach, Kopf hoch, nachgeschaut: Wer ist da? Ah — alles okay. Die Wächterin hatte eben nie ganz Feierabend. Aber in diesen letzten Wochen ließ das nach. Kein Zucken mehr, kein Hochschrecken. Man konnte sie anfassen, streicheln, zudecken — sie schlief einfach weiter, tief und fest wie nie zuvor. Ich weiß bis heute nicht, woran das lag. Vielleicht war es die Krankheit, die ihr die Kraft dazu nahm. Aber vielleicht — und das wünsche ich mir mit allem, was ich habe — konnte sie dieses wachsame, schreckhafte Stück von sich ganz am Schluss endlich ablegen, weil sie sich zum ersten Mal vollkommen sicher fühlte. Geborgen, ohne Wenn und

Aber. Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, wo sie so tief geschlafen hat: bei mir. Und das genügt mir.

Wir haben diese Wochen genutzt, so gut es ging. Nähe, Ruhe, beieinander sein. Nichts Großes, nichts Spektakuläres — einfach da sein, zusammen. Und wenn es ihr an einem Tag ein bisschen besser ging, dann war das ein Geschenk, über das ich mich gefreut habe wie über nichts sonst. Ich habe gelernt, in ganz kleinen Dingen Glück zu finden: ein ruhiger Nachmittag, ein Moment, in dem sie entspannt neben mir lag, ein Aufblitzen ihres alten Übermuts.

Ein Gedanke tat in diesen Wochen besonders weh, so klein er klingt: Der Sommer stand schon vor der Tür — und der Sommer war ihre Zeit. Das Poolbefüllen war jedes Jahr ihr großes Fest, ihre größte Wasserfreude. Diesen einen Sommer hat sie nicht mehr erlebt. Sie ist gegangen, als er gerade anfang.



Sieben Wochen. Nicht genug. Es wären auch sieben Jahre nicht genug gewesen. Aber es waren unsere sieben Wochen, und in ihnen war so viel Liebe, wie in ein ganzes Leben passt.

Kapitel 19 • Ganz lange schlafen

Dies ist das Kapitel, das ich am wenigsten schreiben wollte. Und das ich schreiben muss, weil es dazugehört — weil ihr Abschied genauso zu ihr gehört wie alles andere, und weil er, so schwer er war, der letzte und tiefste Beweis unserer Liebe ist.

An ihrem letzten Tag waren wir unten im Büro, sie und ich. Sie war ruhig, sie hatte keine Angst, sie war einfach bei mir. Und alle halbe Stunde wurde sie wach, hob den Kopf und schaute nach mir — ob ich noch da war. Jedes Mal habe ich zu ihr gesagt: „Bin noch da, Mäuschen. Alles gut.“ Und dann hat sie sich beruhigt. Sie musste nur wissen, dass ihr Mensch noch da ist.

Ich habe an diesem Tag alles versucht. Noch und noch. Ich wollte sie nicht aufgeben, nicht eine Minute zu früh. Aber es half nichts mehr. Ihr Körper hatte keine Kraft mehr, egal was ich tat.

Und irgendwann musste ich aufhören, an mich zu denken — an meinen Wunsch, sie noch bei mir zu behalten — und nur noch an sie. An ihr Leid. Daran, dass es nicht recht wäre, sie noch länger kämpfen zu lassen.

Dort im Büro kam der Augenblick, den ich für immer vor mir sehen werde. Ich hatte mich auf den Stuhl gesetzt, und ich weinte — ich konnte einfach nicht mehr anders. Und da richtete sie sich noch einmal auf, setzte sich vor mich hin, aufrecht wie immer, und schaute mir tief in die Augen. So, wie sie ihr ganzes Leben mit mir gesprochen hatte, ohne ein einziges Wort. Nur war dieser Blick tiefer als je zuvor — für einen Herzschlag habe ich unsere beiden Seelen als eine einzige gespürt.

Lange habe ich geglaubt, dieser Blick hätte mich um Hilfe gebeten. Ich habe mich geirrt. Sie hat mich nicht um Hilfe gebeten — sie hat mich getröstet. Sie sah, dass ich weinte. Und obwohl ihr eigener kleiner Körper längst nicht mehr konnte, obwohl sie diejenige war, die ging, kam sie noch einmal zu mir. Nicht, damit ich sie halte — sondern damit sie mich hält. In ihrem ganzen Leid war ihr erster Gedanke ich. Das ist das Größte, was ein Wesen einem anderen geben kann.

Ich musste mich zusammenreißen, so sehr wie noch nie. Denn ich wollte für sie stark sein. Und unter Tränen habe ich zu ihr gesagt: „Mäuschen, ich kann dir nicht mehr helfen. Nur noch mit schlafen gehen. Ganz lange schlafen. Das, was wir beide so gerne machen.“ Und ich habe sie ganz sanft auf ihre Nase geküsst. Ich habe ihr das, was kam, in unsere eigene Sprache übersetzt — in das Vertrauteste und Schönste, das wir hatten, unsere tausend gemeinsamen Nächte, unser heimliches Bündnis. Damit nichts Fremdes und Kaltes das Letzte war, das sie verstand, sondern etwas Warmes. Etwas von uns.

Es war Pfingstmontag, ein Feiertag. Ich wollte, dass sie zu Hause gehen darf — bei uns, an ihrem Platz. Aber das ließ sich an diesem Tag nicht machen; am Ende blieb nur Elversberg. Und die Stunden bis dahin habe ich nicht abgewartet — ich habe sie hinausgezögert. Natürlich habe ich das. Denn zwischen den Abstürzen kam immer wieder ein kleiner Moment, an dem ich mich festhalten konnte — ein Aufblitzen, in dem sie noch einmal ganz sie selbst war. Und auf meinem Schoß zitterte sie nicht — sonst fuhr ihr das Zittern im Schlaf durch den ganzen Körper, aber bei mir war sie ruhig, da war sie geborgen. Dazwischen immer wieder der Unterzucker, der einfach nicht mehr weichen wollte. An jedem einzelnen dieser kleinen Lichtblicke habe ich festgehalten, so lange ich konnte — diese letzten Stunden mit ihr möchte ich um nichts in der Welt missen.

Es gab in diesen Stunden sogar kleine Funken, die mir fast das Herz zerrissen. Sie wollte tatsächlich noch kurz spielen. Mitten in allem. Und ihre Nase machte ihr wieder zu schaffen — drei Tage zuvor war sie mit einem Grashalm in der Nase vom Garten reingekommen und musste seither immer wieder heftig niesen. So ein kleines, alltägliches Ärgernis, mitten am schwersten Tag. Fast tröstlich, wie sehr sie bis zuletzt einfach sie selbst war.

Wir saßen auch noch einmal zusammen auf dem Balkon. Es war der Beginn des Sommers, die Luft wurde zum ersten Mal in diesem Jahr richtig warm und weich, und wir haben die erste Sommerbrise zusammen gerochen. Nur wir zwei, ganz ruhig, ganz nah. Ich habe sie angesehen, wie sie die Nase in den Wind hielt, und mir gedacht: Merk dir das. Diesen einen Atemzug Sommer haben wir noch geteilt. Es war das Letzte, was sie vom Sommer mitbekam — ein warmer, friedlicher Augenblick an meiner Seite.



Und dann kam noch ein Hoffnungsschimmer, so klein und so groß zugleich. Ich hatte Nudelsalat, und sie wollte davon probieren. Vielleicht, dachte ich, vielleicht ist doch noch etwas Kraft da. Aber sie leckte am Ende mehr nur ab, und die Fleischstückchen landeten auf meiner Hose. Da wusste ich es wohl endgültig. Es war kein Appetit mehr. Es war nur noch ihr guter Wille, ihr letztes Mitmachen. Aber ich bin dankbar für diesen Moment, für diesen kleinen Funken, den sie mir noch geschenkt hat.

Erst als sie sich später kaum noch selbst halten konnte, sind wir losgefahren — nach Elversberg. Nicole fuhr — so hatte ich beide Arme für sie. Ich musste alle Kraft zusammennehmen, die mir noch blieb, und nur noch an sie denken; sonst hätte ich es niemals geschafft. Und diese Fahrt ist das Bild, das für mich alles zusammenfasst, was sie war. Ich habe sie die ganze Zeit ganz fest gehalten — aufrecht sitzend, stolz und ungebeugt. Und sie brach immer wieder kurz weg, ihr Körper ließ sie los, immer wieder — und jedes Mal habe ich sie wieder gehalten, aufrecht, aufrecht. Ich wollte, dass sie als das gehen darf, was sie ihr ganzes Leben war. Nicht zusammengesunken, nicht als gebrochenes Häufchen. Sondern als sie selbst.

Denk an den Anfang. An die Garage, an den Zwinger, an die kalten vier Wände, in denen man sie kleinmachen wollte. Und dann denk an diese Fahrt: an meine Arme, die sie bis zur letzten Sekunde hielten. Das ist der ganze Bogen ihres Lebens in einer einzigen Geste. Sie ist als Königin gegangen — weil ich sie als Königin gehalten habe. Weil ich ihr die Würde bewahrt habe, die ihr niemand mehr nehmen sollte, bis zum allerletzten Atemzug.

In Elversberg dann durfte sie einschlafen. Friedlich, ohne Schmerz, bei uns. Sie ist nicht allein gegangen, nicht in Angst. Sie ist in den Armen der Liebe gegangen — mit meinem Kuss auf ihrer Nase, meiner Stimme im Ohr, gehalten bis zuletzt. Ich habe meinen eigenen Schmerz zurückgehalten, damit sie ruhig gehen konnte. Das war das Letzte, was ich noch für sie tun konnte. Sie hat mir ihr Leben lang vertraut und ihre bedingungslose Liebe geschenkt. Wir waren füreinander da — bis zum Schluss, bis zum letzten Atemzug.

Sie hat mich nie mit einem Klagelaut getäuscht — und am Ende, als ich weinte, hat sie sich noch einmal aufgerichtet, um mich zu trösten. Ich konnte ihr nur noch auf eine einzige Weise etwas zurückgeben: Ich habe sie gehalten, aufrecht. Es war das Schwerste, was ich je getan habe. Und es war Liebe in ihrer reinsten Form — ihre und meine.

Kapitel 20 • Das schwarze Loch

Niemand sagt einem, wie still es danach wird.

Man denkt, man weiß, was einen erwartet. Man denkt, man ist vorbereitet. Aber man ist es nicht. Der Verlust kommt nicht als ein großer Schmerz, den man einmal aushält und dann ist er vorbei. Er kommt in tausend kleinen Stichen, jeden Tag, überall. Der leere Platz neben mir. Der Napf, der nicht mehr inspiziert wird. Die Stelle im Bett, die kalt bleibt. Das Ausbleiben des leisen Antuppens in der Nacht. Es sind die kleinen Dinge, die einen umwerfen, nicht die großen.

Ich spüre sie immer noch überall. Ihren Geruch. Das Gewicht, wenn sie sich an mich schmiegte. Ihre Pfote auf meinem Arm. Mein Körper hat sie zwölf Jahre lang gekannt, und er hat noch nicht begriffen, dass sie nicht mehr da ist. Manchmal, für den Bruchteil einer Sekunde, meine ich, sie neben mir zu fühlen — und dann kommt die Erinnerung, und mit ihr der Schmerz, ganz von vorne.

Manchmal genügt ein Schritt in den Garten. Da steht ihr Pool vom letzten Sommer — und er bleibt jetzt für immer leer. Ausgerechnet das Wasser, ihr größtes Glück, der Ort, an dem sie am lebendigsten war. Da wird einem klar, wie sehr sie fehlt: nicht an einer Stelle, sondern an jeder. Überall, und unendlich viel.

Und dann sind da die Momente, die fast ein bitterer Witz sind. Nachbars Katze zum Beispiel — ihre alte Erzfeindin, die sich zu Lebzeiten von Pebbels nie über den Zaun getraut hätte. Kaum war Pebbels fort, hat diese Katze angefangen, ihr Revier auszudehnen. Erst spazierte sie seelenruhig durch den Garten. Und dann, eines Tages, saß sie mitten in unserem Wohnzimmer, als gehörte ihr der Laden. In Pebbels' Reich. Auf dem Territorium, das meine Kleine zwölf Jahre lang mit jeder Faser bewacht hatte. Sie würde sich im Grabe umdrehen, wenn sie das wüsste.

So klein und albern das klingt — es hat mir das Herz gebrochen. Denn es zeigt so deutlich, was fehlt. Nicht nur mir fehlt sie. Sogar die Ordnung im Revier ist zusammengebrochen. Die

Wächterin ist fort, und die Welt, die sie in Schach gehalten hat, hat es als Erstes gemerkt. Der Posten auf der Couchlehne bleibt leer — und die Katze weiß es.

Am schwersten ist etwas, das ich lange nicht in Worte fassen konnte. Ich bin gern allein. Das war ich immer. Alleinsein und Einsamkeit sind für mich zwei verschiedene Dinge — ich brauche keine ständige Gesellschaft, ich fühle mich in meiner eigenen Ruhe wohl. Und trotzdem trifft mich ihr Fehlen bis ins Mark. Lange habe ich nicht verstanden, warum. Bis ich begriffen habe: Es ist nicht die Gesellschaft, die mir fehlt. Es ist eine Gewissheit.

Die ganze Zeit, all die Jahre, wusste ich tief in mir: Da ist jemand. Egal, was kommt. Nicht als ständige Anwesenheit, sondern als ein festes Fundament im Hintergrund, ein leises, sicheres Wissen, dass ich nicht ganz allein bin auf der Welt. Pebbels war diese Gewissheit in Reinform. Sie war Nähe, die nie zur Last wurde, Verbundenheit ohne Preis, ein Wesen, bei dem ich mich nie erklären musste. Für einen, der gern allein ist, war sie das Kostbarste überhaupt: Gesellschaft, die sich niemals wie eine Belastung anfühlte. Und genau das habe ich mit ihr verloren — und es ist durch nichts zu ersetzen. Das ist brutal.

Ich will hier nicht so tun, als hätte ich schon Trost gefunden. Habe ich nicht, nicht ganz. Manche Tage sind ein Auf und Ab — einen Moment bin ich voller Stolz auf sie, im nächsten wirft mich die Trauer wieder um. So ist das wohl. Da muss ich durch. Man kann so einen Verlust nicht überspringen, nicht wegdenken, nicht abkürzen. Man kann nur mitten hindurchgehen, Stich für Stich, Tag für Tag. Und ich gehe hindurch, weil sie es wert war. Weil der Schmerz nur der Preis ist für etwas, das unbezahlbar war.

Es ist so schlimm, weil es so schön war. Der Schmerz und die Liebe kommen aus derselben Quelle. Und solange es wehtut, weiß ich: Es war echt. Es war groß. Sie war es wert.

Kapitel 21 • Was bleibt

Am Anfang dieses Buches habe ich gesagt: Dies ist kein Buch über einen Hund. Jetzt, am Ende, verstehst du vielleicht, warum.

Denn es ging nie um einen Hund. Es ging um ein Wesen mit einem Charakter, mit einem Willen, mit einer Klugheit und einer Liebe, wie man sie selten trifft — bei Tier oder Mensch. Es ging um eine kleine Persönlichkeit, die in einer Garage anfang, weggesperrt und verstoßen, und die trotzdem nie zerbrach. Die von dort aus zur Königin ihres eigenen kleinen Reiches wurde. Die klaute und täuschte und regierte und beschützte und liebte, jeden Tag, mit allem, was sie hatte. Das war Pebbels. Und sie war nie nur ein Hund.

Ich will ehrlich sein, auch mir selbst gegenüber: Ich habe erst spät, viel zu spät, ganz begriffen, was ich da an meiner Seite hatte. Die Liebe war immer da, all die Jahre. Aber das volle Erkennen kam erst am Ende. Und das ist der Grund, warum ich dieses Buch geschrieben habe. Nicht nur, um sie festzuhalten. Sondern damit es dir nicht genauso geht.

Denn das ist die eine große Bitte, die ich an dich habe — die einzige, um die es mir wirklich geht. Wenn du ein Tier hast, einen Hund, eine Katze, was auch immer neben dir liegt: Sieh es an. Sieh es wirklich an. Nicht als „Tier“, nicht als Selbstverständlichkeit, die eben da ist. Sondern als das Wesen, das es ist — mit seinem eigenen Kopf, seinen Eigenheiten, seiner Art, dich zu lieben. Die meisten Tiere sind viel mehr, als wir sehen. Wir sehen es nur nicht, weil wir

nicht hinschauen. Der Alltag lässt uns nicht hinschauen. Und dann ist es irgendwann zu spät, und wir erkennen erst im Rückblick, was wir hatten.

Schau jetzt hin. Solange dein Tier noch da ist, warm und lebendig neben dir. Halte inne, wenigstens ab und zu, und sieh genau hin, wer da bei dir ist. Das ist das Geschenk, das Pebbels dir durch dieses Buch machen kann — dass du deinen eigenen Gefährten mit anderen Augen siehst, heute, jetzt, und nicht erst, wenn er fort ist. Wenn dieses Buch das bei einem einzigen Menschen bewirkt, dann hat sie auch nach ihrem Tod noch etwas verändert. Und mehr habe ich mir nie gewünscht.

Was bleibt von ihr? Sie bleibt in mir, solange ich lebe — jeder Blick, jede Eigenart, jede Nacht in unserem Bett. Sie bleibt in Bam Bam, der noch immer das Gitter öffnet, das sie ihm beigebracht hat. Und jetzt bleibt sie hier, in diesen Seiten, für Menschen, die sie nie gekannt haben und die durch sie vielleicht ihr eigenes Tier ein bisschen besser sehen. Der Krebs wollte sie auslöschen. Aber das hat er nicht geschafft. Ihre Geschichte gehört nicht ihm. Sie gehört ihr. Und jetzt gehört sie auch dir, der du das hier liest.

Sie kam von einem Ort, an dem man sie kleinmachen wollte. Ihre eigene Mutter verstieß sie, Menschen sperrten sie weg, und am Ende kämpfte sie gegen einen Feind, der stärker war als sie alle. Und durch all das hindurch ist sie eines nie geworden: gebrochen. Nicht in der Garage. Nicht im Zwinger. Nicht einmal im Sterben. Sie ist als die gegangen, die sie immer war — ungebrochen, stolz, ganz und gar sie selbst.

Der Krebs hat ihren Körper besiegt. Sie nicht. Keiner.

Sie hat mir das größte Geschenk gemacht, das es überhaupt gibt. In ihrer letzten Stunde hätte sie selbst am meisten Trost gebraucht. Stattdessen hat sie mich getröstet. Das war der Beweis: Ein Hund liebt bedingungslos, bis zum letzten Atemzug. Und neben dieser Liebe wird alles andere plötzlich ganz klein.

ANHANG

Nur ein Hund? Was die Wissenschaft sagt

Dieses Buch ist ein persönlicher Bericht, kein Fachtext. Aber ich weiß, dass mancher beim Lesen denken wird: Da hat einer seinen Hund vermenschlicht, da trauert einer und dichtet seinem Tier Fähigkeiten an, die es gar nicht haben kann. Diesem Zweifel möchte ich zum Schluss etwas entgegensetzen — nicht mit Gefühl, sondern mit Forschung.

Denn das Erstaunliche ist: Fast alles, was Pebbels in diesem Buch tut, deckt sich mit dem, was die moderne Verhaltensforschung Hunden tatsächlich zutraut. Ich habe mir das nicht ausgedacht. Ich habe ein kluges Tier genau beobachtet — und was ich sah, steht im Einklang mit dem, was Wissenschaftler weltweit über die Kognition von Hunden herausgefunden haben. Hier die wichtigsten Punkte, jeweils mit der Szene aus ihrem Leben, die dazugehört.

1. Sie verstand, was ich nicht sah (Perspektivübernahme)

Beim Toastbrot-Diebstahl nutzte Pebbels genau den Moment, in dem ich wegsah. Das ist kein Zufall. Die Kognitionsforscherin Juliane Kaminski (Universität Portsmouth) und Kollegen zeigten in kontrollierten Experimenten, dass Hunde bevorzugt dann verbotenes Futter nehmen, wenn der Mensch es nicht sehen kann — etwa im Dunkeln. Hunde berücksichtigen also, was ein Mensch wahrnehmen kann und was nicht. Das ist eine Vorstufe dessen, was die Forschung „Theory of Mind“ nennt: ein Gespür dafür, dass der andere einen anderen Wissensstand hat als man selbst.

2. Sie konnte täuschen

Die unschuldige Pose nach dem Diebstahl war kein Zufallsbild. Marianne Heberlein und Kollegen (Universität Zürich) wiesen 2017 nach, dass Hunde einen Menschen gezielt in die Irre führen können, um an ihr Ziel zu kommen — sie führten einen „unkooperativen“ Menschen etwa absichtlich zum falschen Futterplatz. Täuschung setzt voraus, dass ein Tier das Bild der Wirklichkeit im Kopf des anderen beeinflussen will. Genau das tat sie.

3. Bam Bam lernte von ihr (soziales Lernen)

Dass Bam Bam sich das Öffnen des Gitters und das Pfotegeben von ihr abschaute, ist ein Lehrbuchfall von Beobachtungslernen. Die Arbeitsgruppe um Friederike Range, Zsófia Virányi und Ludwig Huber (Wolf Science Center / Vetmeduni Wien) hat vielfach gezeigt, dass Hunde durch Zuschauen bei Artgenossen lernen und Handlungen nachahmen können — bis hin zum gezielten „Do as I do“-Nachmachen menschlicher Bewegungen. Hunde sind soziale Lerner, keine reinen Dressurmaschinen.

4. Sie las meine Stimmung (Emotionserkennung)

Dass sie merkte, wenn mich etwas belastete — und mit dem „Kuck, bin schon wieder da“ reagierte —, ist mehr als Einbildung. Natalia Albuquerque und Kollegen zeigten 2016 (Biology Letters), dass Hunde Gesichtsausdruck und Stimmlage eines Menschen zu einem Gesamtbild seiner Emotion zusammensetzen — eine Fähigkeit, die man lange nur dem Menschen zuschrieb. Hunde lesen unsere Gefühle, oft genauer, als uns bewusst ist.

5. Sie beherrschte sich (Impulskontrolle)

Dass sie ihr eigenes Schnarchen unterdrückte, um den heimlichen Plan nicht zu verraten, und am Pool geduldig abwartete, statt loszustürmen, zeigt Selbstkontrolle. Evan MacLean, Brian Hare (Duke University) und ein großes Forschungskonsortium wiesen 2014 (PNAS) nach, dass Hunde über messbare Impulskontrolle verfügen — die Fähigkeit, einen unmittelbaren Reiz zu unterdrücken, um ein Ziel zu erreichen. Genau das tat sie, sogar gegen ihren eigenen Körper.

6. Sie verstand Regeln, nicht nur Befehle

Beim Pfotegeben begriff sie, dass meine rechte Hand die linke Pfote verlangte und umgekehrt — nicht einfach „Pfote“, sondern eine Regel mit einer Bedingung. In der Lernforschung heißt das bedingte Unterscheidung (conditional discrimination): Die richtige Reaktion hängt vom Kontext ab. Das ist eine deutlich höhere Leistung als das bloße Auswendiglernen eines einzelnen Kommandos und belegt, dass Hunde Zusammenhänge erfassen, nicht nur Reize.

7. Sie kommunizierte über den Blick (referenzielle Kommunikation)

Ihr ganzes Leben lang „sprach“ sie mit den Augen — bis zu ihrem letzten Blick. Die Begründer der modernen Hunde-Kognitionsforschung, Ádám Miklósi und József Topál (Eötvös-Loránd-Universität Budapest), haben gezeigt, dass Hunde in einzigartiger Weise auf menschliche Blick- und Zeigegesten eingehen und selbst gezielt Blickkontakt einsetzen, um mit uns zu kommunizieren — eine Fähigkeit, die nicht einmal unsere nächsten Verwandten, die Schimpansen, in dieser Form besitzen. Der Blick zwischen Mensch und Hund ist ein echter Kommunikationskanal.

8. Sie klagte nicht (Schmerzverbergen)

Dass sie Schmerz und Krankheit fast bis zuletzt verbarg, ist kein Einzelfall, sondern verhaltensbiologisch gut erklärbar. Als Nachfahren von Rudeltieren neigen Hunde dazu, Schwäche nicht offen zu zeigen — in der Natur macht Schwäche verwundbar. Die Tiermedizin weist seit Langem darauf hin, dass Hunde (und gerade stoische, kompakte Rassen) Schmerzen lange kaschieren, weshalb Halter und Tierärzte auf feine Zeichen achten müssen. Ihr Schweigen war kein Nicht-Fühlen. Es war Verbergen — aus Stolz und Würde, bis zuletzt.

Ein ehrliches Wort zum Schluss dieses Anhangs: Nichts davon beweist, dass Pebbels ein Wunderhund war, den es so nur einmal gab. Es beweist etwas anderes — und Wichtigeres. Diese Fähigkeiten sind bei Hunden real und weiter verbreitet, als die meisten Menschen glauben. Das Besondere an ihr war nicht, dass sie diese Dinge konnte. Das Besondere war, dass ich genau hingesehen habe. Und genau das ist die Bitte, die dieses ganze Buch an dich richtet: Sieh bei deinem eigenen Tier genauso genau hin. Dann wirst du erkennen, was ich erkannt habe — dass da nie „nur ein Hund“ war.

Die genannten Namen und Studien sind als Wegweiser für den interessierten Leser gedacht, nicht als vollständiges Literaturverzeichnis. Wer tiefer einsteigen will, findet unter diesen Forschern und ihren Instituten einen reichen Fundus an frei zugänglichen Arbeiten zur Kognition des Hundes.

ZUM SCHLUSS

Danke

Dieses Buch erzählt von Pebbels und mir. Aber es gäbe weder sie in meinem Leben noch diese Seiten ohne einen Menschen: Nicole.

Sie hat Pebbels damals zu uns geholt, gegen mein Nein und für mein Glück. Sie arbeitet hauptberuflich — und hat sich trotzdem all die Jahre so um Pebbels gekümmert, als wäre sie ihr Hauptberuf gewesen. Sie hat unzählige Nächte im Wohnzimmer geschlafen, weil Pebbels und ich im Duett schnarchten — und nie nachgezählt, wer da eigentlich alles in ihrem Bett lag. Sie hat uns den letzten Weg gefahren.

Und für eines bin ich ihr ganz besonders dankbar: für die Bilder. Nicole hat immer so schöne Fotos von Pebbels gemacht — sonst hätte ich heute keine. Fast alles, was man in diesem Buch von ihr sieht, ist durch Nicoles Augen gesehen. Ohne sie hätte dieses Buch nur Worte. Durch sie hat es Pebbels' Gesicht.

Danke, Nicole. Für sie. Für alles.

Und danke dir, Bam Bam — treuer Komplize, geduldiger Leidtragender, ewiger Späher der Bande. Du hältst die Stellung, und du machst das Gitter immer noch so auf, wie sie es dir beigebracht hat. Besser kann man ein Erbe nicht tragen.

Patric